

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heft 3/4, Dezember 1989

Oldenburgische Familienkunde



Herausgegeben von dem Oldenburger Landesverein für
Geschichte, Natur- und Heimatkunde e. V.
durch die „Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde“
von Wolfgang Büsing, Lerigaumweg 14, 2900 Oldenburg

Jahrgang 31

Heft 3/4

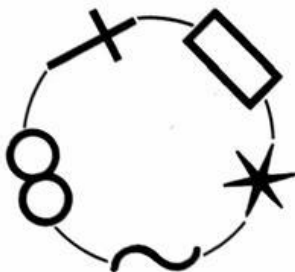
Dezember 1989

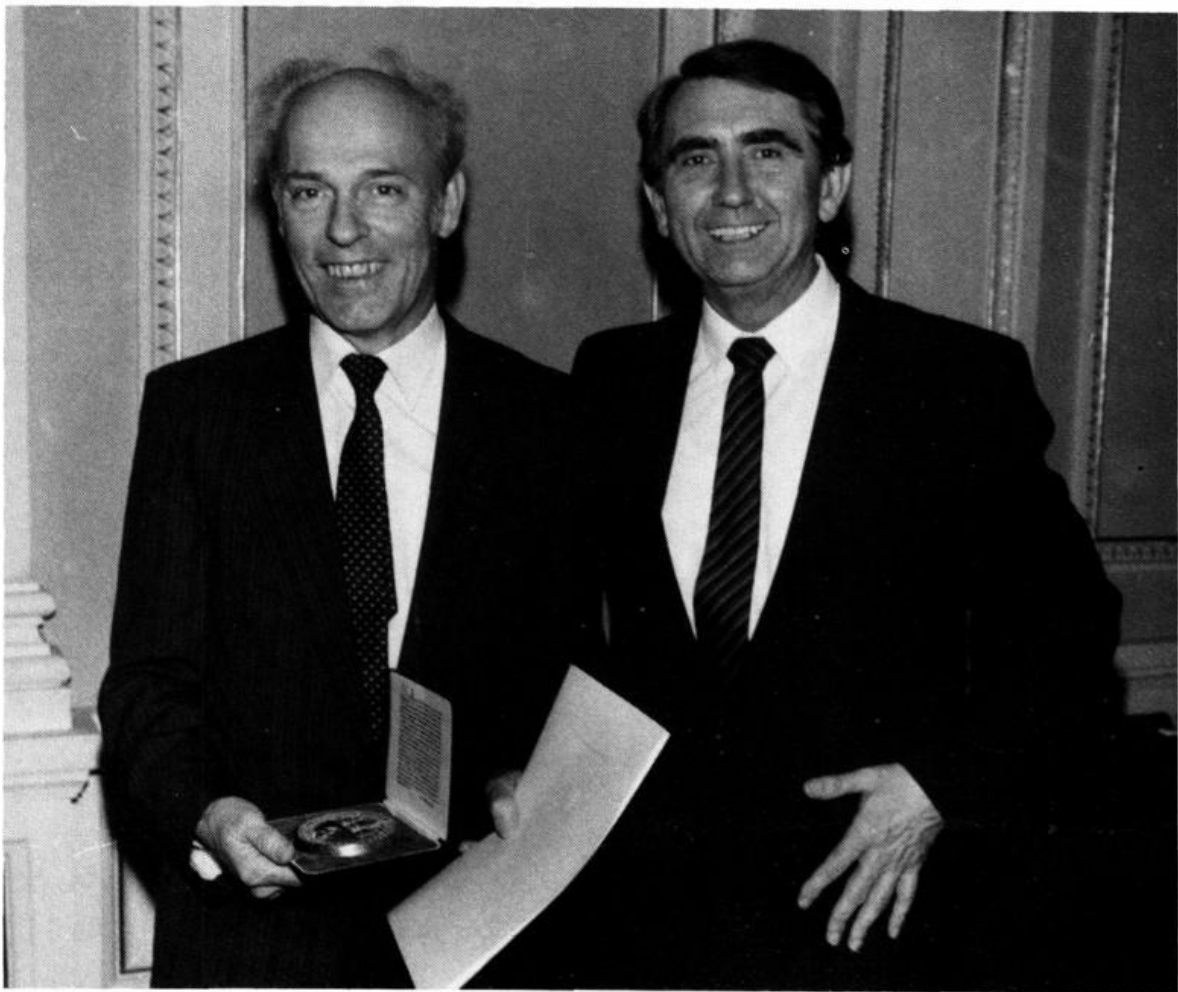


Wolfgang Büsing

Die Vorträge der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde 1984-1989

Jahresbericht 1989





Auf der 300. Familienkundlichen Jubiläumsveranstaltung am 15. April 1989 überreichte Oberbürgermeister Horst Milde dem Vorsitzenden der OGF Wolfgang Büsing „in Anerkennung seiner Verdienste um die Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde“ das Große Stadtsiegel der Stadt Oldenburg (Foto Ilse Rosemeyer).

Die Titelseite zeigt das 1987 gestaltete Signet der DAGV (Deutsche Arbeitsgemeinschaft genealogischer Verbände e. V.) mit der symbolischen Darstellung von Lebensbaum und Ahnentafel (Entwurf von Lothar Müller-Westphal). Die OGF gehört der DAGV als Mitgliedsverein an.

Die untere Abbildung der in drei Kreisen angeordneten genealogischen Zeichen soll den Lebenskreis des Menschen von Geburt und Taufe über Hochzeit bis zum Tod und Begräbnis symbolisieren (Gestaltung Wolfgang Büsing 1977).

Die Vorträge der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde 1984-1989

von Wolfgang Büsing

Zum dritten Male erscheint mit dieser Ausgabe der „Oldenburgischen Familienkunde“ eine Zusammenstellung von Kurzberichten der in den letzten Jahren in unseren Vortragsveranstaltungen gehaltenen Referate. Der erste Beitrag dieser Art wurde 1977 aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der OGF mit den Vorträgen Nr. 135-228 aus den Jahren 1962-1977 veröffentlicht (OF 1977, Heft 3, S. 473-622). Diesen folgten 1984 die Vortragsberichte Nr. 229-266 der Jahre 1977-1983 (OF 1984, Heft 1-2, S. 1-73). Hieran schließt die vorliegende Ausgabe mit den 36 Vorträgen Nr. 267-302 der Jahre 1984-1989 an.

Auch diese Berichte entstammen wiederum der Feder des Vorsitzenden der OGF. Mit ihrer Wiedergabe erfüllen wir nicht nur vielfach geäußerte Wünsche unserer Mitglieder, sondern längst hat sich der Informationswert dieser Publikationen als vielbenutzte Nachschlagemöglichkeit in der Vergangenheit erwiesen. Außerdem stellt das Vortragswesen ein wichtiges Element unseres Vereinsleben dar. Seine chronikalische Aufzeichnung verfolgt zugleich eine Dankes- und Ehrenpflicht gegenüber den zahlreichen Referenten, die mit unermüdlicher Ausdauer und wissenschaftlicher Sorgfalt ihre Kenntnisse und Erkenntnisse einer interessierten Allgemeinheit darlegen.

Die einzelnen Beiträge wurden in aktueller Berichterstattung jeweils in der Tagespresse (insbesondere in der „Nordwest-Heimat“, Beilage der „Nordwest-Zeitung“, der dafür unser herzlicher Dank gilt, sowie im „Delmenhorster Kreisblatt“) bekannt gemacht. Die vorübergehende Flüchtigkeit von Zeitungsartikeln soll indessen durch eine zusammenhängende Dokumentation nachlesbarer Inhaltsangaben ersetzt werden. Die genannten drei Veröffentlichungen umfassen den Zeitraum von 1962 bis 1989 mit insgesamt 168 Vortragsveranstaltungen, die seit November 1967 im klassizistischen Festsaal des dem Oldenburger Schloß gegenüberliegenden Alten Prinzenpalais (Damm 1) stattfinden.

Nichts kennzeichnet die bunte Vielseitigkeit und anregenden Aufgaben der genealogischen Wissenschaft deutlicher als die in den behandelten Themen gebotene reichhaltige Bandbreite. In diesem Sinne äußerte sich auch am 300. Jubiläumsvortrag am 15. April 1989 der Oberbürgermeister der Stadt Oldenburg, Horst Milde, der an jenem Tage den Vorsitzenden der OGF mit dem Großen Stadtsiegel auszeichnete: Die Vorträge der OGF besäßen „einen unschätzbaren Wert für unsere Stadt und das frühere Land Oldenburg. In ihren Forschungen und in Vorträgen werden heimatgeschichtliche Ereignisse lebendig. Die zuweilen turbulenten Einzelschicksale einzelner Familien eröffnen dem Forscher schlüssige Begründungen auch für zeitgeschichtliche Ereignisse. Es ergibt sich hieraus auch für Oldenburg ein stadtgeschichtliches Bild, das sich nicht nur an den politisch bedeutsamen Entwicklungen orientiert, sondern aus der einzelnen Familie, der Keimzelle allen gemeinschaftlichen Lebens.“

Abkürzungen

NWH Nordwest-Heimat (Beilage der Nordwest-Zeitung)
Pb Pressebericht

Die jüdischen Familien der Stadt Delmenhorst

267. Vortrag am 14. 1. 1984 von Oberstudienrat Dr. phil. Enno Meyer, Oldenburg

Die Geschichte der Juden ist durch zahlreiche Untersuchungen und Veröffentlichungen im Oldenburgischen besonders gut erforscht. Mehrere Beiträge lieferte Dr. Enno Meyer, langjähriger Vorsitzender der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Oldenburg, der sich auch eingehend mit den Verhältnissen in Delmenhorst befaßte. Nach dem dreißigjährigen Krieg, seit etwa 1690 ließen sich Juden mit Erlaubnis und Schutz des Landesherrn verschiedentlich im Oldenburger Land nieder, wo sie innerhalb bestimmter Grenzen und Auflagen leben durften. Der Schutz dieser wenigen „Schutzjuden“ vererbte sich normalerweise in den Familien bis ins 19. Jahrhundert, bis zur Einführung des oldenburgischen Staatsgrundgesetzes 1849, das den Juden weitgehende Gleichberechtigung gab.



In Delmenhorst gab es ab 1695 meist nur drei Schutzjudenfamilien mit zusammen etwa 20 bis 25 Personen. Erst nach 1849, insbesondere im Zusammenhang mit der Industrialisierung der Stadt, nahm die Zahl der Juden zu. 1933 gab es in Delmenhorst 40 jüdische Familien mit etwa 185 Personen. Das waren 0,5 % der Bevölkerung, ein Prozentsatz, der auch für die Stadt Oldenburg galt, aber erheblich unter dem Reichsdurchschnitt lag. Die Delmenhorster Judenschaft war eine typische, normale klein- bzw. mittelstädtische jüdische Gemeinde.

Die Delmenhorster Juden, unter Einbeziehung von Ganderkesee, kamen in mehreren Zeitabschnitten nach Delmenhorst: zunächst in der Zeit der Schutzjuden von 1695 bis 1810 (sie stammten aus Hamburg und Altona, später aus Hessen, Franken und der Pfalz), dann während der napoleonischen Jahre 1811 bis 1813, als die Juden für kurze Zeit die Freizügigkeit ausnutzen konnten. Nach 1849 und mit der beginnenden Industrialisierung bis 1890 kamen die jüdischen Zuwanderer vorwiegend aus der Provinz Hannover, aus Lippe und Hessen. Während der Jahre von 1890 bis 1914 waren es vor allem Ostjuden aus der Provinz Posen, aus dem österreichischen Galizien und vereinzelt auch aus Russisch-Polen, und schließlich vor und nach dem Ersten Weltkrieg ließen sich weitere jüdische Zuwanderer aus der niederländischen Provinz Groningen in Delmenhorst nieder.

Solange es für die Juden noch keine Gewerbefreiheit gab, war ihr Broterwerb im wesentlichen auf den ländlichen Hausierhandel mit Ellenwaren und die Schlachtereier beschränkt. Auch nach 1849 blieb die Schlachtereier ein typischer jüdischer Erwerbszweig, nun allerdings oft verbunden mit Viehhandel. Hinzu kamen als benachbarte Berufe der Handel mit Häuten und Fellen, die Gerbereier und die Lederverarbeitung. Aus dem Hausierhandel entstanden städtische Textilgeschäfte.

Auch der Trödelhandel war ein alter jüdischer Beruf, doch in einer kleinen Ackerbürgerstadt wie Delmenhorst hatte er lange keine Grundlage. Das änderte sich erst mit der Industrialisierung. Vorwiegend Ostjuden ergriffen nun diesen Erwerbszweig, der u. U. zum Schrottgroßhandel führte. Aus dem Altwarenhandel konnte sich aber auch der Antiquitäten- und Kunsthandel entwickeln. Nur in Einzelfällen gelang der Aufstieg zum Akademiker. Bemerkenswert ist vor allem Dr. med. Iwan Bloch, 1872 in Delmenhorst geboren, später bedeutender Arzt in Berlin, der als Begründer der Sexualwissenschaft gilt († 1922).

Natürlich strebte jeder jüdische Mann nach wirtschaftlicher Selbständigkeit, um dann zu heiraten. Aber längst nicht jeder erreichte dies Ziel, viele blieben als Junggesellen im Geschäft eines Bruders. Jüdische Mädchen erlernten keinen Beruf und hatten nur bei einer guten Mitgift Heiratsaussichten. So war die Zahl der Unverheirateten unter den Juden groß, das Heiratsalter lag hoch, die Kinderzahl der ehemals kinderreichen Familien war seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur noch gering. Infolgedessen sank auch der prozentuale Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung.

Als typische Beispiele behandelte der Vortragende zehn Familien, die nicht nur in Delmenhorst wohnten, sondern in weiteren Familienzweigen auch in Oldenburg, Westerstede, Varel oder Ganderkesee ansässig waren. Aus der Epoche der vor 1810 eingewanderten Juden wurden die Familien Schwabe, Franke und Renberg untersucht, aus napoleonischer Zeit war es die Familie Alexander, im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts wanderten die Familien Landsberg, Bloch und Eichholz zu, aus dem Osten stammten die Hirschtick und Bandel und aus den Niederlanden die Familie ter Berg. In Einzelheiten wurden die Spuren dieser Familien nachgezeichnet bis hin zum Schicksalsweg ins Dritte Reich, der in vielen Fällen in den Vernichtungslagern endete. Dennoch gelang es unter der Herrschaft Hitlers einigen Delmenhorster Familien ausnahmslos ins rettende Ausland zu entkommen, so den Schwabes, Renbergs und Hirschticks. Der Kontakt zu den überlebenden Familien, heute in alle Welt verstreut, wird insbesondere von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit gepflegt, und damit wird beispielhafte Völkerversöhnung betrieben.

Pb: NWH 21. 1. 1984.

Literatur: Enno Meyer: *Geschichte der Delmenhorster Juden 1695-1945* (= Oldenburger Studien Band 26), Oldenburg 1985.

Gut Fikensholt und seine Nachbarn, geschichtliche Betrachtungen über Landadel und Bauernstand

268. Vortrag am 11. 2. 1984 von Friedrich Wilhelm Jaspers, Fikensholt

Das reizvolle Rokoko-Schlößchen Fikensholt bei Westerstede hat als alter Herrrensitz eine bewegte Vergangenheit, die bis in die Zeit der Rittergeschlechter zurückführt. Die Herren v. Fikensholt sollen bereits im 12. Jahrhundert die Kirche von Westerstede gestiftet haben. Als dieses Geschlecht im Jahre 1613 ausstarb, begann eine lange Reihe von häufig wechselnden Folgebesitzern, die durch Erbschaft bzw. durch Kauf Eigentümer des Gutes wurden (u. a. von Waddewarden, v. Bardeleben, v. Issendorf, v. Ringelmann, Schröder, v. Mithofen, v. Negelein, zuletzt Tierzuchtdirektor Dr. Ficken). Im 18. und 19. Jahrhundert war das benachbarte Gutshaus Kobrink zeitweise Sitz des Amtmanns von Apen und Westerstede, bis es im vorigen Jahrhundert zum Abbruch freigegeben wurde. Aus dem 18. Jahrhundert stammt jedoch das heutige Schloßgebäude von Fikensholt, dessen Bausubstanz leider so angegriffen ist, daß eine durchgreifende Restaurierung dringend geboten erscheint, damit dies reizvolle Beispiel eines oldenburgischen Adelsgutes der Nachwelt erhalten bleibt.

Aber nicht die chronologische Geschichte des Gutes, worüber der verstorbene Hauptlehrer Heinrich Borgmann vor Jahren schon berichtet hat, sollte Gegenstand der Darstellung sein, sondern es war Jaspers' Anliegen, an Hand der alten Gutspapiere und Urkunden sowie aus den Anschreibebüchern

(Hausbüchern) der bäuerlichen Nachbarn ein Bild der früheren Verhältnisse zu zeichnen. Diese Dokumente enthalten nämlich über den familiengeschichtlichen Wert hinaus auch manche Aussagen über frühere Wirtschaftssysteme, Weideberechtigungen, Plaggenmähen, Schweinemastung und Eichelfall, über Zehntzahlungen und Freikäufe von Bräuten und Leibeigenen.

Die Bedeutung der ammerländischen Adelligen, einstmals Partner der Oldenburger Grafen bei ihren kriegerischen Auseinandersetzungen wie auch bei Geldgeschäften, trat seit dem 15. Jahrhundert immer mehr zurück. So scheint es, daß allein die Ammerländer Bauern die Schlacht gegen die Ostfriesen im März 1457 ohne Beteiligung des Adels für sich entschieden.

Zum Gut Fikensholt gehörten zahlreiche Bauernhöfe, nicht nur im Ammerland, sondern auch in Südoldenburg (hier allein 33!), deren Bewohner im Leibeigenschaftsverhältnis standen und den Gutsherren zins- und zehntpflichtig waren. Während im Oldenburger Land die herrschaftliche (d. h. landesherrliche) Leibeigenschaft schon 1693 aufgehoben und in eine jährliche Steuerzahlung umgewandelt wurde und auch der Zehnte, weitere Naturalleistungen und sonstige Steuern wie Weinkauf (Erbschaftssteuer) in feste jährliche Summen umgerechnet wurden, konnten sich die Leibeigenen der Fikensholter Gutsbesitzer von all diesen Pflichten erst um 1750 für hohe Beträge freikaufen. In Südoldenburg wurden die Leibeigenschaftsverhältnisse erst 1848 rechtlich abgeschafft.

Besondere Beachtung widmete der Vortragende einigen bäuerlichen Bezeichnungen, die häufig falsch interpretiert werden. Ein „Bargfrär“, wie er z. B. beim Zwischenahner Bauernhaus steht (dort allerdings fälschlich mit einem Wassergraben umgeben), ist ein Notspeicher zum Aufbewahren (Bargen) von Getreide und Lebensmitteln „für den Frieden“ (Frär= Friede). In Fikensholt gab es einst drei solcher Bargfrär (zwei bei den beiden Gütern, einer beim Jaspershof). Man hat das Wort später irrtümlich als „Bergfried“ ins Hochdeutsche übertragen und dachte dabei an die Wehrtürme in Burganlagen. Der Bargfrär unserer Bauernhöfe war aber zu Flucht- und Verteidigungszwecken völlig ungeeignet.

Von heimatgeschichtlichem Interesse ist auch die Aufklärung und Erklärung von Orts- und Flurnamen, wobei die sprachlichen wie auch die besonderen geographischen Verhältnisse zu berücksichtigen sind. Sicher ist der Meinung des Vortragenden zuzustimmen, daß Fikensholt das „Holt an de Wiek“, als Holz (= Wald) an einer feuchten, wässrigen Stelle, bedeutet, wie an parallelen Flurnamen gezeigt wurde. Mithin darf die heute amtliche Schreibweise Fikensolt (ohne h) als falsch angesehen werden.

„Woor“ ist ein echter ammerländischer Flurname. Damit bezeichnete man in unmittelbarer Nähe der Dörfer gelegene, erhöhte, eingefriedete Flächen, wo man abends die von der Meenheit zurückkehrenden Kühe auftrieb, melken konnte und über Nacht beließ (aufbewahrt). Ungeklärt ist die Bedeutung von „Hüls“, das z. B. in den Flurnamen Hülswoor und Hüllstede vorkommt. Es könnte sich von den Hülsen, dem im Ammerland häufigen Ilexbusch, oder aber von „Hull“ = Hügel (englisch hill) ableiten. An weiteren Flurnamen



wurden „Rien“ (Rie, Riede) und „Süllster“ (Süll) als höher gelegene Flächen erläutert.

In den Gutsurkunden spielen auch Jagdangelegenheiten eine wichtige Rolle. Dabei handelte es sich weniger um Jagdvergehen, die übrigens bei den landesherrlichen Bauern ungewöhnlich streng bestraft wurden: ein gewilderter Hirsch mit 1000 Reichstalern, eine Wildente mit 200 Reichstalern. Vielmehr waren es meist Grenzstreitigkeiten über die Gutsjagd. Erst 1848 erhielt jeder Landwirt, der über eine jagdbare Fläche verfügte, über seinen eigenen Grund und Boden selbst die Jagdgerechtigkeit.

Warum der Adel, der auf Fikensholt mit seinem erheblichen Grundbesitz doch sicher gut lebte, worüber vorhandene Weinrechnungen noch Auskunft geben, seine Vormachtstellung hier so früh verlor, beantwortete der Vortragende mit dem Hinweis auf die große erberechtigte Verwandtschaft, deren ständigen Abfindungen das Gut nicht gewachsen war. Auch die Bewirtschaftung des unrationellen Streubesitzes hemmte offenbar vorteilhafte Erträge. Mit dieser zwanglosen Darstellung „aus alten Urkunden“ hat Jaspers aus der Sicht des Landwirts einen tiefen Einblick in den früheren bäuerlichen Lebenskreis mit seiner einstigen Gutsabhängigkeit gegeben.

Pb: NWH 18. 2. 1984.

Zeitrechnung und Kalender, ihre Bedeutung für den Familienforscher

269. Vortrag am 10. 3. 1984 von Oberingenieur Willy Schröder, Oldenburg

Der Kalender bildet die Grundlage jeglicher Zeiteinteilung, nur mit Hilfe eines Kalendersystems lassen sich überhaupt bestimmte Daten fixieren. Wie der Historiker hat sich deshalb auch der Genealoge mit den verschiedenen Systemen der Zeitrechnung auseinanderzusetzen. Alle Kulturvölker haben ihre Kalendersysteme, denen astronomische Beobachtungen zugrunde liegen. Dabei war das Hauptproblem, das Sonnenjahr, die Umlaufzeit der Erde um die Sonne (= 365,24 Tage), mit dem Mondjahr (12 Mondumläufe = 354 Tage) in Verbindung zu setzen. Um die Diskrepanz auszugleichen, gab es im Laufe der Zeit verschiedene Systeme (Schaltmonate, Schaltage). Neben rein praktischen Bedürfnissen haben auch religiöse Vorstellungen in der Entwicklung des Kalenders eine Rolle gespielt.

Der christliche Kalender wurde aus dem Julianischen Kalender entwickelt, der wiederum auf den Römischen Kalender zurückgeht. Die heute noch gebräuchlichen Monatsnamen stammen von dem Römischen Kalender. Der Jahresbeginn lag ursprünglich am 1. März; daher entsprachen die Monatsnamen September bis Dezember auch tatsächlich der Zählung als damals 7. bis 10. Monat.

Der Römische Kalender ermöglichte zwar eine genaue Zeitmessung, aber im Laufe der Jahrhunderte entstand zwischen Sonnenlauf und Kalenderzeit doch ein erheblicher Unterschied, der auf 80 Tage angewachsen war, als Ju-

lius Caesar zur Beseitigung dieses Mißstandes im Jahre 46 v. Chr. eine grundlegende Kalenderreform durchführte. Der nach ihm benannte Julianische Kalender, dessen Jahresbeginn auf den 1. Januar verlegt wurde, schob in jedem vierten Jahr einen Schalttag (nach dem 23. Februar) ein. Damit entsprach das Jahr mit einer durchschnittlichen Länge von $365\frac{1}{4}$ Tagen fast genau der Sonnenlaufzeit.

Der Julianische Kalender wurde im Mittelalter auch von den Christen übernommen. Hatte es lange Zeit keine einheitliche Jahreszählung gegeben, indem man nach Regierungsjahren des jeweiligen Kaisers oder Papstes zählte, so führte man nun im Jahre 525 bzw. 533 n. Chr. die christliche Ära ein, die mit dem 1. Januar des auf Christi Geburt folgenden Jahres begann. Der Anfang des Kirchenjahres wurde allerdings (in Deutschland) auf den 1. Adventssonntag und das Osterfest auf den Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond gelegt. In Deutschland wurde die christliche Zeitrechnung erst seit 876 üblich.

Aber auch der Julianische Kalender geriet im Verlauf der Jahrhunderte in Differenz zum Sonnenlauf. Das Julianische Kalenderjahr war nämlich immer noch um 11 Minuten 14 Sekunden länger als das Sonnenjahr. Diese geringe Zeitspanne machte aber in 129 Jahren immerhin einen Tag aus. Dieser Unterschied war seit dem Konzil von Nicäa im Jahre 325, als man die letzte Korrektur durchführte, bis zum Ende des 16. Jahrhunderts auf zehn Tage angewachsen. Die dringend notwendige Kalenderreform wurde daher 1582 von Papst Gregor XIII. angeordnet. Der nach ihm benannte, heute noch gültige Gregorianische Kalender bestimmte nun, daß nur die durch 400 teilbaren Säkularjahre als Schaltjahre gelten, daß also die Jahre 1600 und 2000 Schaltjahre und die Jahre 1700, 1800, 1900 Gemeinjahre sind. Dadurch erreicht dieser Gregorianische Kalender eine solch weitgehende Genauigkeit, daß er erst nach über 3000 Jahren um einen Tag abweichen wird.

Der Gregorianische Kalender wurde 1582 in katholischen Ländern (Italien, Spanien, aber auch Bayern) in der Form eingeführt, daß auf den 4. Oktober der 15. Oktober folgte. Die sonstigen katholischen Reichsstände stellten 1583-85 um, dagegen die meisten protestantischen Länder, so auch Dänemark und damit Oldenburg, erst im Jahre 1700; hier folgte auf den 18. Februar der 1. März. Preußen hatte schon 1612, Osnabrück 1624, Hildesheim 1631 umgestellt, England folgte erst 1752, Schweden 1753, Rußland nach 1917 und Griechenland 1923. Dieses Nebeneinander verschiedener Kalendersysteme ergab zwangsläufig, daß ein und derselbe Termin von Land zu Land mit unterschiedlichen Daten bezeichnet wurde; zur genaueren Kennzeichnung mußte man beide Daten nennen oder die Angabe „a. St.“ (alter Stil) bzw. „n. St.“ (neuer Stil) hinzufügen. - Erwähnt sei noch, daß die Juden eine eigene Zeitrechnung haben, die im Jahre 3761 v. Chr. beginnt.

Neben den Monats- und Wochentagsnamen führt jeder einzelne Tag des Jahres auch noch den Namen eines oder mehrerer Heiligen, meist nach Märtyrern aus der Zeit der Christenverfolgung benannt. Ihre Namen sind in den Kalendarien bis in die Gegenwart erhalten. Außer kirchlichen Gedenkwirk-

ken hatten einige als wichtige Termine im profanen Leben ihre Bedeutung, so der Michaelistag (29. September) als Termin für Verkäufe, Pachtungen oder Ferien. Auch die großen Märkte erhielten ihre Namen (Gallimarkt, Medardusmarkt) nach den betr. Tagesheiligen. Ebenso bedeutende Ereignisse, Katastrophen, Wasserfluten (z. B. Antoniusflut, 17. Januar 1511) wurden nach ihnen benannt. Bekannt sind ebenfalls manche Wetterregeln, die mit Heiligen in Verbindung stehen.

Die Kenntnis des Tagesheiligen ist für den Historiker wichtig, da die Urkunden früher vielfach nach ihnen datiert sind. Schwieriger ist schon die Auflösung verschlüsselter alter Datierungen von beweglichen Feiertagen, z. B. Dienstag nach Trinitatis 1530 (= 14. Juni). Zur Aufklärung bedient man sich der sog. Ostertabellen bzw. der eleganten Hilfsmittel von Doliarius (Dauerkalender) und Echterhoff (Langzeitkalender). Eine beliebte Spielerei mit versteckten Daten, insbesondere bei Inschriften an Bauwerken, waren einst die sog. Chronogramme. In dem lateinischen Text wurden einzelne Buchstaben, die zugleich römische Zahlzeichen sind, besonders hervorgehoben; ihre Summe ergibt dann die Jahreszahl.

Mit einer Reihe von Lichtbildern vertiefte der Vortragende seine aufschlußreichen Erläuterungen zum Kalenderwesen. Die abschließend dargestellte Vision eines inzwischen wieder verworfenen Kalenders der Zukunft hinterließ einen allzu nüchternen, sterilen Eindruck. Daneben erscheint das uns vertraute, historisch gewachsene Kalendersystem unserer Tage doch wohl sympathischer.

Pb: NWH 17. 3. 1984.

Literatur: Heinz Zemanek: Kalender und Chronologie, Bekanntes und Unbekanntes aus der Kalenderwissenschaft, München/Wien 1981. - Wolfgang Ribbe u. Eckart Henning: Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung, 9. Aufl., Neustadt a. d. Aisch 1980 (darin S. 260-266: Zeitrechnung-Chronologie). - H. Grotefend: Taschenbuch der Zeitrechnung, 11. Aufl., Hannover 1971. - Dauerkalender nach Doliarius. - Langzeitkalender nach Echterhoff.

Die Burg-Apotheke zu Ovelgönne in ihrer 300jährigen Geschichte

270. Vortrag am 14. 4. 1984 von Apotheker Wolfgang Büsing, Oldenburg

Die 1677 gegründete Burg-Apotheke in Ovelgönne nahm, mit wichtigen Privilegien ausgestattet, unter den alten oldenburgischen Apotheken eine Sonderstellung ein. Als älteste Apotheke der Oldenburger Wesermarsch wurde sie später durch Gründung mehrerer Zweig-Apotheken zur „Mutter-Apotheke“ dieser Region und besaß eine Schlüsselposition in der Arzneiversorgung. Vor dem Hintergrund einer lückenlosen Folge der das Gesicht der Apotheke prägenden Pharmazeuten wurden viele biographische, landeskundliche, pharmaziegeschichtliche und medizinhistorische Einzelheiten erörtert.

Ernst Georg Balcke (1654-1707) aus Syke war der erste Apotheker in Ovelgönne, der Mitte des Jahres 1677 eine eigene Offizin dort gründete. Er hatte es anfangs nicht leicht, sich gegen den Widerstand der drei Oldenburger Stadt-Apotheker durchzusetzen, die das Recht besaßen, in Ovelgönne eine Apotheke zu errichten. Balcke wußte sich aber offenbar mit seinen Kollegen in Oldenburg zu arrangieren und hatte auch gute Beziehungen zu der Chirurgenfamilie Wulffers, der seine Frau ebenso angehörte wie deren Onkel Ido Wolff, Leibchirurg beim Fürsten von Anhalt-Zerbst, der als bedeutendster oldenburgischer Arzt seines Jahrhunderts gilt.

Nebenher betätigte sich Balcke als Verganter (Auktionator), und als er schließlich darüber seine Apotheke zu vernachlässigen schien, nutzte ein geschäftstüchtiger Kollege, Apotheker Gerdt Wilhelm Hemmy, die Situation, mit Einverständnis des Landdrosten und Kanzlers Anfang 1699 eine zweite Apotheke in Ovelgönne einzurichten. König Friedrich IV. von Dänemark, der damalige oldenburgische Landesherr, schützte ihn 1700 in seiner Existenz mit der Erteilung eines Privilegs, das fortan beiden Apothekern (Balcke und Hemmy) die Vererbbarkeit und die Veräußerlichkeit ihrer Apotheken sowie das Exklusivrecht in der Wesermarsch garantierte. Die stets drohende Konkurrenz war dadurch ausgeschaltet.

Ovelgönne war damals als aufstrebender Marktflecken der wichtigste Ort der Oldenburger Wesermarsch. Festung und Schloß waren zwar erst kürzlich abgebrochen worden, aber als Sitz des Landgerichts für das Stad- und Butjadingerland war Ovelgönne verwaltungsmäßiger und geistiger Mittelpunkt des Landes und Schauplatz eines gewissen feibürgerlichen Lebens. Die Beamtschaft und weitere Einrichtungen wie Kirche, Schule, Poststation, eine ärztliche und arzneiliche Versorgung sowie die bedeutenden Vieh- und Pferdmärkte und ein blühender Handelsmittelpunkt gaben dem Ort ein bürgerlich-städtisches Gepräge, wovon heute noch die großzügige Breite Straße und einige repräsentative Gebäude zeugen.

Andreas Conrad Kelp (1677-1727), der Nachfolger von Balcke und Käufer seiner Apotheke 1705, kam aus der mit der Oldenburger Hirsch-Apotheke verbundenen Apotheker-Dynastie Kelp und begründete nun seinerseits in der Ovelgönner Apotheke eine Nebenlinie seiner Familie über drei Generationen. Sein Sohn Christian Nicolaus Kelp (1713-1751) ließ das alte Apothekenhaus 1744 durch einen Neubau ersetzen, der damals zu den aufwendigsten Gebäuden Ovelgönnes zählte. Nach 240 Jahren erfüllt es noch heutzutage die gleiche Aufgabe als Apothekenhaus mit der zur Straße gewandten stattlichen Giebelfront, die in großen Ziffern aus Bandeisen die Jahreszahl 1744 schmückt.

Nach Kelps frühem Tode übernahm sein Bruder Rudolph Kelp (1724-1759) als Pächter die Apotheke und führte nebenbei einen lebhaften Handel mit Früchten und Wein. Zu seiner Zeit bemühte sich ein in Abbehausen praktizierender Arzt Dr. Christian Jacobi um die Erlaubnis, eine Apotheke in Abbehausen einzurichten. Die drohende Konkurrenz konnte nur dadurch abgewendet werden, daß eine der beiden Ovelgönner Apotheken zur Verlegung



ihrer Offizin nach Abbehausen oder „daherum“ verpflichtet wurde. Zum Umzug erklärte sich Hemmy schließlich gegen eine Abstandssumme von 800 Reichstalern bereit. Am Maitag 1754 eröffnete er in Atens seine neue Offizin (die später, 1910, nach Nordenham abermals verlegt wurde).

Im Jahre 1775, Oldenburg war nach der Dänenherrschaft soeben (1773) zum selbständigen Herzogtum erhoben worden, übernahm mit Christian Nicolaus Kelp jun. (1749-1804) die dritte Generation seiner Familie die Ovelgönner Apotheke. Trotz einer vorzüglichen praktischen und wissenschaftlichen Ausbildung, die mit einem Medizin-Studium in Göttingen abgeschlossen worden war, betrieb er neben der Apothekenführung umfangreiche Handelsgeschäfte. Das führte schließlich dazu, daß er 1789 den Apothekerberuf aufgab, um sich fortan in Varel nur noch kaufmännischen Aufgaben zu widmen.

Die Apotheke in Ovelgönne ging 1789 in den Besitz von Apotheker Ludolph Heinrich Docius (1734-1815) über, der als wohlhabender Mann das Apothekengebäude wesentlich verbesserte, auch das Nachbarhaus hinzuerwarb. Zu seiner Zeit wurde 1796 in Elsfl eth als wichtigem oldenburgischen Hafentort mit örtlichem Handel und Zolleinnahmestelle eine Apotheke gegründet; für die Abtretung seiner im Privileg verbrieften Rechte erhielt Docius eine Entschädigungssumme. Während der französischen Besatzungszeit wurde auf Anordnung der napoleonischen Verwaltung 1811 durch Hemmi eine neue Apotheke in Tossens angelegt.

Im gleichen Jahre 1811 übertrug Docius die Ovelgönner Apotheke seinem Schwiegersohn Andreas Fischer (1789-1860) aus Jever, der sich durch berufliche Tüchtigkeit, Tatkraft, Klugheit und Geschicklichkeit auszeichnete. Als vielseitig interessierter Apotheker befaßte er sich mit botanischen, medizinischen, chemischen, mineralogischen und naturkundlichen Fragen, veröffentlichte eigene wissenschaftliche Untersuchungen und legte auch eine Conchylien-Sammlung (Muscheln) an, die später als Geschenk dem Oldenburger Naturkundemuseum übergeben wurde.

In Fischers Amtszeit fiel die Gründung mehrerer ländlicher Zweig-Apotheken innerhalb seines Einzugsgebietes. Das war für ihn dadurch bedeutsam, da die Ovelgönner Apotheke inzwischen (seit 1824) im alleinigen Besitz des Privilegs war und durch das damit verbundene Exklusivrecht nur ihr das Einspruchsrecht gegen neue Apotheken zustand. Neugründungen konnten daher nur von dieser „Mutter-Apotheke“ ausgehen. So wurde 1820 eine Filial-Apotheke in Rodenkirchen eröffnet, die zunächst verpachtet und 1834 verkauft wurde. 1829 folgte nach langem Zögern eine weitere Filial-Apotheke in Brake, wo der aufstrebende Weserhafen damals schon viel Verkehr an sich zog. Die Braker Apotheke wurde zunächst administriert, dann ab 1868 vom Sohn Ludolph Fischer (1844-1890) geführt und von den Erben 1903 an Sönnichsen verkauft. 1852 wurde in Seefeld eine Zweig-Apotheke von der Rodenkirchner Apotheke eingerichtet, wofür der Ovelgönner Apotheke wiederum eine Abstandssumme gezahlt werden mußte.

Das Hauptproblem der Gesundheitsversorgung war damals die Malaria,



auch Wechselfieber, das Kalte Fieber, Sumpffieber oder Butjadinger Seuche genannt. Das ganze Land wurde von der Krankheit heimgesucht und forderte oft Hunderte von Todesopfern. 1847 erkrankten rund um den Jadebusen etwa 90 % aller Einwohner am Wechselfieber. Zwar war inzwischen das Chinin als fiebersenkendes Mittel in den Arzneischatz eingeführt worden, aber lange Zeit war es so teuer, daß es sich nur Wohlhabende leisten konnten. Dann aber setzte sich der Gebrauch immer mehr durch, und bald stieg der Chininumsatz derart, daß er Veranlassung zur Errichtung von Apothekenfilialen gab und deren Existenzfähigkeit sicherstellte. Erst nach 1900 gelang es, durch systematische Bekämpfung des Malariaerregers und -überträgers diese Geißel der Marschenbevölkerung auszurotten.

Nach Andreas Fischers Tode (1860) erregte ein um die Gründung einer Apotheke in Stollhamm geführter Rechtsstreit die Gemüter, in den sogar der Großherzog eingriff. Fischers Erben verklagten daraufhin die Regierung beim Obergericht in Oldenburg auf Anerkennung des Privilegs und gewannen den Prozeß: die Regierung hatte sich jeden Eingriffs in das Privilegium künftig zu enthalten. Nun eröffnete die Familie Fischer 1867 selbst eine Zweig-Apotheke in Stollhamm.

Um indessen das väterliche Erbe, zu dem jetzt die „Mutter-Apotheke“ in Ovelgönne und die Filialen in Brake und Stollhamm gehörten, unter sich aufteilen zu können, blieb den drei Brüdern zuletzt doch keine andere Möglichkeit, als 1879 förmlich auf ihr Privileg und das Einspruchsrecht zu verzichten. Dem Sohn Carl Fischer (1846-1892), der die Ovelgönner Apotheke 1871 übernommen hatte, fielen bei der Erbteilung die beiden Apotheken in Ovelgönne und Stollhamm zu. Aber durch die 1879 eingetretenen veränderten Verhältnisse, die Aufhebung des zentralen Verwaltungssitzes in Ovelgönne, die Verlegung des Amtes nach Brake und den dadurch bedingten geschäftlichen Rückgang hatte er die Freude der Berufsausübung an der traditionsreichen Stätte verloren. Daher sah er sich noch im gleichen Jahre 1879 veranlaßt, beide Apotheken zu verkaufen.

Nachfolger in Ovelgönne wurde Apotheker Eduard Meyer (1868-1883) aus Wildeshausen, der jedoch schon vier Jahre später starb. Neuer Besitzer war ab 1884 sein Vetter Apotheker Otto Meyer (1855-1916) aus Vechta, der als geachtete Persönlichkeit geschildert wird, 32 Jahre die Apotheke führte und daneben als Stellvertreter des Bürgermeisters in der Kommunalverwaltung mitwirkte.

Nach seinem Tode übernahm der nach einer bei Verdun erlittenen Verwundung soeben genesene Apotheker Anton Lärer (1882-1858) aus Osnabrück die Apotheke, zunächst als Verwalter, dann ab 1920 als Eigentümer, nachdem er die Tochter seines Vorgängers geheiratet hatte. Seiner Initiative ist es zu danken, daß seine Apotheke ab 1930 wieder als Lehrapotheke zur Praktikantenausbildung anerkannt wurde. So erhielt bei ihm eine Reihe angehender Fachkollegen die ersten Kenntnisse pharmazeutischer Praxis. Er hatte die große Freude, daß drei seiner fünf Kinder wiederum den Apothekerberuf ergriffen. So war sein Haus aufs beste bestellt, als er 1958 die Augen schloß.



Ihm folgte im gleichen Jahre sein ältester Sohn Apotheker Harald L ä e r, der der altehrwürdigen Ovelgönner Apotheke den Namen „Burg-Apotheke“ gab, weil ihr Standort auf dem ehemaligen Burggelände liegt. Ein großzügiger, geschmackvoller Umbau im Jahre 1978 darf als sein wesentliches Lebenswerk bezeichnet werden, wobei die alte Giebelfront von 1744 erhalten blieb und im Innern des Hauses die historische Rezeptureinrichtung mit einer allen modernen Erfordernissen gerecht werdenden Apothekenausstattung kombiniert wurde. So verspürt der die Offizin in Ovelgönne betretende Besucher heute noch einen Hauch dieser dreihundertjährigen traditionsreichen Stätte und gewinnt dabei zugleich den verlässlichen Eindruck einer fortschrittlichen Arzneiversorgung.

Deutlich wußte der Vortragende die Figuren der Handlung aus der Anonymität nüchternen Lebensdaten herauszulösen und sie in ihrer täglichen Umwelt, im beruflichen Bemühen, in ihren Sorgen, aber auch Erfolgen vorzuführen. So zeigt sich durch die Jahrhunderte ein plastisches Bild jener Persönlichkeiten, die das Bild der Burg-Apotheke in Ovelgönne bestimmten.

Im Laufe der 300jährigen Geschichte befand sich die Burg-Apotheke dreimal im Besitz von Apothekerdynastien zu je drei Generationen: Nach der Gründungsphase unter Balcke zunächst von 1705 bis 1789 (84 Jahre lang) drei Generationen K e l p; danach von 1789 bis 1879 (90 Jahre hindurch) D o c i u s und zwei Generationen F i s c h e r; und seit 1880 bzw. 1884 (und also nun seit über 100 Jahren) M e y e r und zwei Generationen L ä e r. Sie alle dienten und dienen der gleichen Aufgabe: die Bevölkerung in kranken und gesunden Tagen mit Arznei zu versorgen, damals wie heute!

Pb: NWH 21. 4. 1984.

Literatur: Wolfgang Büsing: Die Burg-Apotheke zu Ovelgönne in ihrer 300jährigen Geschichte (= Oldenburgische Familienkunde, Jahrgang 27, 1985, S. 133-208).

Der oldenburgische Generalmajor Johann Ludwig Mosle (1794-1877) und seine Familie

271. Vortrag am 20. 10. 1984 von Oberstleutnant a.D. Georg Volkhardt, Südmoslesfehn

Dieser Vortrag galt der Erinnerung an eine hervorragende Persönlichkeit, die nicht nur als bedeutendster Soldat des oldenburgischen Kontingents im deutschen Bundesheer, sondern auch als geschickter Diplomat und Schriftsteller hervortrat und das geistig-kulturelle Leben im Oldenburg des Biedermeier und der Gründerjahre über Jahrzehnte mitprägte.

Die Familie Mosle ist französischer Herkunft und stammt ab von einem Adelsgeschlecht, das in direkter Linie bis zu einem Ritter Jacques des Rosiers zurückführt, der Ende des 16. Jahrhunderts in den Besitz des Lehns Moncelet in der Auvergne kam und sich seither de Moncelet zubenannte. Sein Nachfahre Jean Charles des Rosiers de Moncelet, 1736 in Clermont geboren und



1767 in Vendome gestorben, lag während des Siebenjährigen Krieges 1761 im hessischen Vogelsgebirge als Captain eines französischen Dragoner-Regiments im Winterquartier. Zu jener Zeit trat er in Beziehung zu der dortigen Försterstochter Catharina Elisabeth Köhler. Diese Verbindung, die offenbar nicht zur Eheschließung führte, blieb dennoch nicht ohne Folgen, und am 6. Februar 1762 wurde in Ruhla bei Eisenach ein Sohn Alexander Samuel geboren, der sich „bei der mangelhaften Kunde, die er über seines Vaters Namen haben mochte“, von Jugend auf „Mosle“ schrieb, was der Umwandlung des Namens Moncelet in das Deutsche etwa entspricht. Erst spätere Nachforschungen eines Urenkels brachten die Aufklärung seiner geheimnisvollen Abstammung.

Im Hause des Großvaters Köhler aufgewachsen, wurde Alexander Samuel Mosle als 15jähriger in das Waisenhaus der berühmten Franckeschen Stiftung in Halle aufgenommen und begann zwei Jahre später ein Jurastudium an der Universität Halle. 1783 erhielt der junge Jurist eine Zulassung als Advokat am Bentinckschen Gericht in Varel. Später führte er als Beamter den Titel Kanzleiassessor, wohnte 1803-1806 als Amtmann des Grafen Bentinck auf der Burg Kniphausen, von wo er als Kanzleirat, Oberinspektor und erster Ratgeber des Grafen nach Varel zurückkehrte. Während der Kontinentalsperre hat er dazu beigetragen, daß infolge der von den Engländern anerkannten, von Napoleon jedoch übersehenen Neutralität des Zwergstaates Kniphausen viel Geld eingenommen wurde. Als oldenburgischer Amtsrichter trat er 1830 in den Ruhestand und starb am 10. April 1833 bei seinem Sohn Ludwig in Oldenburg. Durch seine 1792 geschlossene Ehe mit Dorothea Catharina Rendorff, Tochter des Gastwirts und Kaufmanns Rendorff und der Sophia Louisa Hemken aus der bedeutenden Bockhorner Kaufmannsfamilie, war er mit zahlreichen führenden oldenburgischen Geschlechtern verwandt. Elf Söhne gingen aus dieser Ehe hervor, aber nur vier überlebten den Vater, und lediglich einer von diesen pflanzte den Stamm Mosle mit einer bis zum heutigen Tag blühenden großen Nachkommenschaft fort.

Der älteste Sohn Johann Ludwig Mosle, am 2. Januar 1794 in Varel geboren, ist die bedeutendste Persönlichkeit der Familie. Nach dem Schulbesuch in Varel und Oldenburg begann er mit 17 Jahren ein Jurastudium in Straßburg. 1813 aber wurde er von der allgemeinen nationalen Begeisterung ergriffen und schloß sich als Freiwilliger Jäger den Preußen in den Befreiungskriegen an. 1814 trat er auf Wunsch des Herzogs Peter Friedrich Ludwig als Fähnrich in das neugebildete oldenburgische Infanterie-Regiment ein und widmete sich fortan der militärischen Laufbahn. 1817 Premierleutnant geworden, erteilte er seit 1819 als Lehrer an der oldenburgischen Militärschule Unterricht in Geschichte, Geographie, Deutsch und Heerwesen. 1828 wurde er Kommandeur des Landdragoner-Korps, 1830 Hauptmann und persönlicher Adjutant des Großherzogs Paul Friedrich August sowie Vorstand der Militär-Kanzlei, im folgenden Jahre Direktor der Militärschule, 1834 Major im Brigadestab, 1839 Oberstleutnant und Kommandeur des 2. Infanterie-Regiments, 1843 Oberst.



1848 wurde Mosle zum Zivildienst abkommandiert, um als Bundestagsgesandter die oldenburgische Regierung beim Bundesrat in Frankfurt und später bei der Reichsregierung zu vertreten. Im gleichen Jahre wurde er im Auftrage des Reichsverwesers Erzherzog Johann mit diplomatischen Aufgaben nach Wien entsandt. 1849 folgte die Übersiedlung als Oldenburgischer Gesandter nach Berlin, um dann 1851 zu seinem Regimentskommando nach Oldenburg zurückzukehren. 1857 wird der Abschied bewilligt unter Ernennung zum Generalmajor und Generaladjutant. Das Kommando über seine Lieblingsschöpfung, das Landdragoner-Korps (später Gendarmeriekorps) behielt er bis 1870.

Neben seinen militärischen Aufgaben als Generalstabsoffizier, als Planer, Denker und Organisator, als militärischer Lehrer und Schriftsteller sowie als Berater des Großherzogs hat sich Mosle in vielen anderen Bereichen betätigt, so als aktives Mitglied der „Literar-Gesellschaft“, als Verfechter für Oldenburgs Anschluß an das Eisenbahnnetz sowie für die Anlage des Küstenkanals. Einige Ortschaften am Kanal (Mosleshöhe, Moslesfehn) tragen daher seinen Namen. Das geistige Leben der Stadt und des Landes hat er mit zahlreichen Vorträgen und Schriften befruchtet. So verlor Oldenburg mit Mosles Tode am 24. Oktober 1877 einen seiner markantesten und würdigsten Mitbürger.

Johann Ludwig Mosle war seit 1824 mit Friederike v. Jägersfeld verheiratet. Diese Verbindung brachte ihn in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zum Feldmarschall Blücher. Die sehr harmonische Ehe blieb kinderlos, aber mehrfach hat das Ehepaar Mosle Kinder aus der Verwandtschaft in seinem Hause an der Heiligengeiststraße aufgezogen, so den Neffen und späteren Infanterie-General Wilhelm v. Amann, der 1912 ein ausführliches Lebensbild Mosles verfaßte. Schon vorher hatte Otto Lasius 1879 der Veröffentlichung einiger Aufsätze „Aus dem literarischen Nachlasse von Johann Ludwig Mosle“ einen kurzen Lebensabriß vorangestellt.

Von den Brüdern des Generals verdient der in Bremen lebende Großkaufmann Georg Rudolf Mosle (1796-1870) besondere Beachtung, da nur er und seine Nachkommen, denen er einen hanseatischen weltoffenen Blick vererbte, den Familienstamm weiterführten. Seine Kinder und Enkel finden wir überwiegend als Großkaufleute in der Heimat wie auch in England, Nordamerika, Südamerika, Asien und Neuseeland. Der Sohn Alexander Georg Mosle (1827-1882), Kaufmann und Bremer Generalkonsul in Rio de Janeiro, war ein Jahrzehnt lang Mitglied des Deutschen Reichstags. Dessen gleichnamiger Sohn Georg Alexander (* 1862), in jungen Jahren Großkaufmann in Japan, später Japanischer Konsul in Leipzig, fügte seinem Namen Moslé den Accent égu hinzu, um den französischen Ursprung der Familie sichtbar und hörbar werden zu lassen. Er hat sich als Erforscher und Verfasser einer Familienchronik „Die Familie Mosle“, die 1912 in Leipzig herauskam, verdient gemacht.

Georg Mosle (1829-1904) war Großkaufmann in New York. Einer seiner Enkel, der Jurist Henry Mosle Winter (* 1915) in Charlemont, Massachusetts



(USA), hat die Familienchronik mit neueren Forschungen fortgesetzt und ergänzt; seine Verbindung zur alten Heimat hat er mit der Mitgliedschaft in der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde bestätigt.

Bemerkenswert ist, daß die Familie Mosle viele Generationen hindurch einen hohen sozialen Stand gewahrt hat. Unter den Mosle-Nachfahren in der Heimat wie auch in Übersee finden sich immer wieder Persönlichkeiten mit hoher Begabung und Tüchtigkeit, die sich mit führenden Familien versippt haben.

Pb: NWH 17. 11. 1984.

Literatur: Die Familie Mosle, zusammengestellt von Alexander Georg Mosle, Leipzig 1912. - Aus dem literarischen Nachlasse von Johann Ludwig Mosle. Mit einem kurzen Lebensabriss, von Otto Lasius, Oldenburg 1879.

Die Bauerschaft Ohmstede in der Zeit des mittelalterlichen Ständestaates

272. Vortrag am 17. 11. 1984 von Dr. Heinrich Munderloh, Oldenburg

Die alte Eschsiedlung Ohmstede, Jahrhunderte hindurch ein Bauerndorf vor den Toren Oldenburgs, tritt zur Zeit des Staufenkaisers Friedrich Barbarossa im Jahre 1158 in das Licht der Geschichte. Mit 20 Hausleuten einst das größte Dorf des Ammerlandes, entwickelte sich das immer mehr sich erweiternde und an Bewohnern zunehmende Ohmstede im 19. Jahrhundert zu einer politisch wie kirchlich selbständigen Gemeinde. Die Kirche, eine Ziegelei, die recht bedeutende Brauerei Haslinde-Hoyer, ein eigener Bahnhof und der beliebte Rennplatz waren Zeugen dieser ehemaligen Eigenständigkeit, die erst mit der Verwaltungsreform von 1933 und der damals erfolgten Eingemeindung in die Stadt Oldenburg ein Ende fand.

Die Gründer Ohmstedes hatten ihren Siedlungsplatz an günstiger Stelle angelegt. Ihre Gehöfte und Eschfluren, das Roggenland, lagen trocken und geschützt auf dem Geesthang, dem Westufer des Weser-Urstromtales. Andererseits besaßen die Ohmsteder in der feuchten Hunteniederung als Fettweide fruchtbares Wiesenland, den sog. Huntebrook, später Ohmsteder Feld, heute Bornhorster Wiesen genannt.

Diese vorteilhafte Bodenbeschaffenheit ermöglichte die Entstehung eines so großen Dorfes mit 20 Hausleuten. Die Bauerschaft Ohmstede gliederte sich in die drei Ortsteile Waterende (mit 6 Höfen), Loyerende (mit 7 Höfen) und Överkamp (mit 6 Höfen); hinzu kam noch der Einzelhof Schellstede. Waterende bedeutet Wasserende, weil bis hierher die winterlichen Überschwemmungen (bis 1959) reichten, die bei Frostwetter ehemals eine beliebte Eisbahn bildeten.

Loyerende heißt Waldende und erinnert daran, daß diese Gegend früher ausgedehnte Waldungen besaß. Överkamp war das eigentliche Gemeindezentrum. Der dortige Hankenhof, 1307 erstmalig erwähnt, schon 1456 mit dem Namen Hanneken belegt, stellte drei Gemeindevorsteher. Der Hof Schell-



stede, seit 1367 und bis zuletzt im Besitz der Familie, wurde 1905 von Schlengenremeister August Hanken und seinem Neffen, Brennereibesitzer Gustav Hullmann, gekauft, um an dieser Stelle den Rennplatz anzulegen; hier fanden bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges alljährlich die bekannten Ohmsteder Rennen statt.

Inzwischen, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, haben viele alte Hofstellen und damit die überkommene Siedlungsstruktur in wesentlichen Ortsteilen einer neuen, modernen städtischen Besiedlung weichen müssen. Aber vereinzelt, vor allem in Waterende und Bornhorst, hat sich am Stadtrand Oldenburgs das urwüchsige Gepräge prächtiger Bauernhäuser erfreulicherweise erhalten.

Sämtliche zwanzig Höfe in Ohmstede waren einst leibeigen. Gutsherr war zu einem Teil (auf acht Höfen) der Landesherr, die Oldenburger Grafen. Neben ihnen waren häufig die Klöster und Kirchen, aber auch der oldenburgische Adel beteiligt. Die soziale Struktur des Mittelalters spiegeln auch die damaligen oldenburgischen Verhältnisse wieder. Den drei Ständen Adel, Geistlichkeit und Bauerntum waren ihre Aufgaben zugeteilt: der Adel gewährte den Schutz, die Priester sorgten fürs Seelenheil, und die Bauern hatten Arbeit und Abgaben zu leisten.

Zu den geistlichen Herren, die mit Besitz in Ohmstede vertreten waren, gehörten die reich begüterten Klöster Rastede und Hude, insbesondere auch das jenseits der Hunte gegenüber liegende Nonnenkloster Blankenburg; ferner das Kollegiatstift der Lambertikirche zu Oldenburg. Die Kapelle von Gut Horn bei Gristede wurde 1307 mit dem Hankenhof ausgestattet, und der Priester der Heiligengeistkapelle in Oldenburg (Lappan) ist 1493 Besitzer des Pophankenhofes, damals niederdeutsch „Papehanneken“ genannt, was mit „Pfaffenhänschen“ zu übertragen wäre.

Der zahlreiche Besitz des Klerus war durch Stiftungen zum Seelenheil oder durch Mitgift für Klosterinsassen zustande gekommen. In der Reformation wurden diese Besitzungen der Kirchen und Klöster allesamt von Graf Anton eingezogen. Sein Enkel Graf Anton Günther hat dann 1632 jedenfalls das ehemalige Kloster Blankenburg als fromme Stiftung in ein Armenhaus umgewandelt, in dessen Besitz bis ins 19. Jahrhundert noch drei Ohmsteder Höfe (in Waterende und Loyerende) verblieben.

Unter den mit Grundbesitz in Ohmstede auftretenden adeligen Herren tritt vor allem das mächtige Geschlecht der Ritter von Bremen in Erscheinung, die im benachbarten Donnerschwee zwei Burgen (Burg Beverbäke und Schloß Donnerschwee) besaßen und auch sonst mit umfangreichem Feudalbesitz ausgestattet waren. An ihrem Stammsitz Donnerschwee gehörte ihnen das ganze Dorf, in Ohmstede immerhin 6 Höfe. Ihre Besitznachfolger waren in Donnerschwee 1399 die Oldenburger Grafen und in Beverbäke 1428 die Junker v. Schleppegrell, die um 1500 ins Münsterland abwanderten und ihr Eigentum an 12 Höfen abstießen.

Es gelang den Grafen, den Oldenburger Adel planmäßig zu entmachten. Mehrere Junkerfamilien zogen sich, wie die Schleppegrell, ins Münsterland

zurück, wo sie unter dem bischöflichen Krummstab eine sichere Zuflucht fanden. Die in der Grafschaft bleibenden Adelsfamilien verarmten größtenteils und traten in den Bauernstand zurück, wie die von Essen, Grube, Jüchter, von Aschwege. Die wenigen, die ihren Adelsstand beibehielten, wie die v. Nutzhorn, v. Seggern, v. Dorgeloh, dazu einige mit neuem Adel wie v. Münich in Neuenhutorf (1688) und v. Oetken in Loy (1696), sind ebenfalls im Mannesstamm erloschen.

Der 3. Stand, der Bauer, war in Ohmstede, wie allgemein auf der Geest, leibeigen. Dagegen war die Leibeigenschaft in der Marsch kaum verbreitet, dort gehörten dem Gutsherrn nur Hof und Ländereien, nicht jedoch der Bauer selbst und seine Familie. Der Geestbauer aber war durchweg an die Scholle gebunden; wurde der Hof verkauft, wurde der Bauer mitverkauft. Heiratete ein freier Mann auf einen leibeigenen Hof, so verfiel er der Leibeigenschaft. Zog ein leibeigener Bauer auf einen freien Hof, so konnte er sich „freikaufen“. Die Leibeigenschaft wurde automatisch auf die Kinder vererbt.

Ein zweites Merkmal der Leibeigenschaft war der Sterbfall. Wenn der Bauer starb, verfiel die Hälfte seines Eigentums an den Grundherrn. Später forderte man stattdessen beim Tode des Hauswirts den besten Ochsen, bei der Hauswirtin die beste Kuh. Sterbfall der Eltern und Freikauf der Kinder stellten für den Hofbesitzer eine schwere Belastung dar. Da war es eine fortschrittliche Maßnahme, als die dänische Regierung 1689-93 eine neue, mildere Regelung einführte und Sterbfall und Freikauf in eine erträgliche jährliche Abgabe umwandelte. Dadurch wurde die Leibeigenschaft 1693 in Oldenburg praktisch aufgehoben, und Oldenburg steht damit übrigens fast an erster Stelle in Deutschland. In Frankreich datiert die Abschaffung der Leibeigenschaft von 1789, in Preußen 1809, in Mecklenburg 1820, in Rußland erst 1869. Im Münsterland, das 1803 zu Oldenburg kam, wurde die Bauernbefreiung, 1811 von Napoleon verordnet, erst durch das Staatsgesetz von 1849-52 endgültig durchgeführt. So lange hat also die mittelalterliche Einrichtung der bäuerlichen Leibeigenschaft vereinzelt bis ins 19. Jahrhundert nachgewirkt.

Pb: NWH 15. 12. 1984.

Literatur: Heinrich Munderloh: Die Bauerschaften Ohmstede und Bornhorst, Oldenburg 1984.

Lebensbilder aus dem ländlichen Biedermeier, Silhouetteure in Oldenburg und Ostfriesland

273. Vortrag am 12. 1. 1985 von Museumsdirektor Dr. Helmut Ottenjann, Cloppenburg

Vor dem Zeitalter der Fotografie, das etwa um 1840 begann und nun bald breiten Bevölkerungskreisen die Anfertigung von Personenabbildungen preiswert ermöglichte, hatte man bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Methode entwickelt, durch sog. Schattenrisse bzw. Scheren-

schnitte wirklichkeitsgetreue Profilbilder herzustellen. Diese Kunstform gestattete auch dem „kleinen Mann“, seine Individualität „schwarz auf weiß“ an der Wand zu sehen. Dem volkstümlichen Geschmack angepaßt, wurde die Silhouette in einer Kombination mit Malerei nach 1800 zum Stuben-Wandbild auch der Bürger und Bauern.

Im nordwestlichen Niedersachsen sind vornehmlich zwei Silhouetteure bekannt geworden und durch eine Reihe von Bildkompositionen nachgewiesen. Von Ferdinand Trümpelmann aus Hannover (geboren um 1786), der später in Lübeck und Mecklenburg wirkte, sind mehrere Arbeiten aus der Friesischen Wehde und aus Ostfriesland von 1804/1805 erhalten. Caspar Dilly aus Bonn, der 1815 in Hollrah bei Lönningen ansässig wurde, ist für die Jahre von 1803 bis 1839 mit Bildbelegen bekannt. Er war nacheinander in verschiedenen Arbeitsgebieten bzw. Auftragsorten tätig: zunächst im Artland, später im Ammerland, dann in Ostfriesland.

Dillys Familienstücke, in der Stube oder im Garten dargestellt, deuten sogar die perspektivische Raumaufteilung an und zeichnen sich aus durch große Liebe zum Detail und durch eine genaue Wiedergabe des häuslichen Milieus. Sie sind allerdings weniger Erzeugnisse im Sinne der Kunst, sondern mehr dem Kunsthandwerk zuzurechnen. Seine meisterlich beherrschte Spezialität ist die Relief-Silhouette. Hierbei wird jede in Schwarzpapier geschnittene Figur und Gegenstand durch rückwärtiges Eindringen mit einer stumpfen Nadel reliefiert, wodurch eine belebte Oberfläche entsteht. Durchweg werden die Bilder mit farbigem Papier hinterlegt.

Bei der exakten und realistischen Ausführung sowie der wirklichkeitsgetreuen Zuordnung von Kleidung, Hausrat und Gerät in der Umgebung sind die Bildkompositionen auch deswegen bedeutungsvoll, weil sie vom Wohnstil und Bekleidungswesen der bürgerlichen Honoratioren sowie der ländlichen Oberschicht des Biedermeier eindeutige Interpretationen erlauben. Die historische Kleidung ist sensibler Indikator kulturellen, politischen und religiösen Wandels, beeinflussbar durch Modeströmungen und wirtschaftliche Entwicklungen.

Durch die datierten Dilly-Bilder zeigt sich nun, daß z. B. die Sonntagskleidung der Artländer Bauern um 1815/1820 keine Hinweise auf bäuerliches regionaltypisches oder gruppenspezifisches Eigengepräge gibt. Sie kann daher nicht als „Tracht“ angesehen werden, sondern lediglich als zeitgemäße Kleidung bürgerlicher Prägung, wie sie auch in Städten üblich war. Die bäuerliche Oberschicht war also sonntags ebenso modisch gekleidet wie der städtische Bürger. Erst ein übersteigertes Nationalgefühl nach der Reichsgründung 1871 veranlaßte im unkritischen romantisierenden Rückgriff im Zeitalter des Historismus, die Bauernkleidung als „Tracht“ in Sammlungen zu retten und durch Trachtenfeste wieder zu beleben. Nur so konnte die „Tracht“ zum Inbegriff heimatlicher Kulturtradition werden. In diesem Bereich angeblicher ländlicher Volkskultur gilt es in Zukunft umzudenken.

Nach den Feststellungen Dr. Ottenjanns setzten spätere Künstler die Idylle gegen die Verunsicherung, die das Leben im Gefolge der Industrialisierung

in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhr. Diese Idylle glaubte man in einer „heilen bäuerlichen Welt“ zu finden. Da dieses idealisierte Landleben in der Realität nicht existierte, schuf man eine erdachte Vergangenheit, indem man aus Relikten der Geschichte eine neue Bilderwelt zusammensetzte. Auch Bernhard Winter ist von diesem Verfahren nicht frei, da er Kleidungsstücke verschiedener Epochen auf einem Gemälde (wie z. B. „Bauernhochzeit auf der Diele“, 1904) vereinigte. So entstanden Kostümkombinationen, deren Einzelteile aus unterschiedlichen Räumen und Zeiten stammten. Entsprechend spiegeln die farbigen Dilly-Bildreportagen mit Schere, Nadel und Pinsel zwischen 1829 und 1839 Entstehung und Wandel, Gemeinsames wie auch Trennendes der ländlichen ostfriesischen Kleidung aus der Geest und in der Marsch wider. So tragen diese reizvollen biedermeierlichen Bild-dokumente, die sich überwiegend noch in Privatbesitz befinden, zur Klärung volkskundlicher und modespezifischer Fragen bei. Auch diese Ergebnisse gehören zum Umfeld familienkundlicher Betrachtung.

Pb: NWH 19. 1. 1985.

Literatur: Helmut Ottenjann: *Lebensbilder aus dem ländlichen Biedermeier, Hildesheim/Cloppenburg 1985.*

Der erste Bildhauer Oldenburgs Franz Anton Högl (1769-1859), eine Familienchronik als Beitrag zur Stadtgeschichte

274. Vortrag am 9. 2. 1985 von Pfarrer Hans von Seggern, Oldenburg

Als Franz Anton Högl sich im Jahre 1804 in Oldenburg mit herzoglicher Förderung als 35jähriger Bildhauer niederließ, befand sich die kleine, 4500 Einwohner zählende Residenz auf dem Wege zur Entwicklung einer modernen Stadt. Dies verkörperte nach damaligem Zeitgeschmack eine klassizistische Bauweise, die der seit 1785 regierende Herzog Peter Friedrich Ludwig entscheidend förderte und die Oldenburg in jenen Jahrzehnten einen bedeutenden Rang unter den norddeutschen Städten eintrug. Dem Oldenburger Fürsten konnte nur willkommen sein, wenn neben anderen Künstlern nun auch ein kunsterfahrener Steinmetz in Oldenburg ansässig wurde.

Franz Anton Högl hatte einen langen Weg hinter sich und sich in der Welt gehörig umgesehen. Am 13. Juni 1769 in Warschau als Sohn eines aus Österreich zugewanderten Steinmetzen und einer aus Kurland stammenden Tierarzttochter geboren, erlernte er die Bildhauerei in seiner Vaterstadt, um dann 1789 als Geselle eine 15jährige Wanderschaft anzutreten. Sein erstes Ziel war Petersburg, die berühmte nordische Metropole. In Paris erfaßte ihn dann zunächst die Begeisterung für die Revolution, die aber bald in Enttäuschung und Abscheu umschlug. Straßburg und London waren die nächsten Stationen, an denen er seine Kenntnisse und künstlerische Fertigkeit weiterbilden konnte.



In der aufstrebenden Residenzstadt Oldenburg fand Högl Aufträge und Arbeit reichlich vor. Anfangs beschäftigte ihn der Herzog an seinen Schloßbauten in Oldenburg wie auch in Rastede. Aber von Anbeginn führte Högl auch Aufträge für die Bürger der Stadt aus, und zwar an Architekturbauten ebenso wie in der Grabmalkunst. In einem kleinen Hause am Stau 7, das er Lerchen- nest nannte, fand er seine Bleibe für die nächsten fünfzig Jahre, bis 1854. Das war insofern ein günstiger Platz, als die Schiffe das Arbeitsmaterial, Stein- blöcke und Marmor, direkt vor der Werkstatt am Stau ausladen konnten. Schon im folgenden Jahre 1805 fand er durch seine Heirat mit der Osternbur- gerin Anna Sophie Klüsener auch familiären Anschluß an seine neue Heimat. Aus dieser Ehe gingen in 25 Jahren zwölf gesunde Kinder hervor.

In der politisch turbulenten Zeit, als Oldenburg von den napoleonischen Truppen besetzt und verwaltet und anschließend von den nachfolgenden Ko- saken durchstreift wurde, leistete Högl durch seine Sprachkenntnisse in Fran- zösisch und Russisch als Dolmetscher und Mitarbeiter des Bürgermeisters wichtige Dienste für seine Mitbürger. Durch seine besonnene und pfiffige Art verstand er es dabei, manch kritische Verhandlung zu entspannen. Als 1813 die fünfköpfige oldenburgische Regierungskommission wegen angeblichen Aufruhrs in Bremen vor das französische Kriegsgericht gestellt wurde, trat Högl beherzt als Entlastungszeuge auf. Zwar konnte er nicht die Hinrichtung der beiden Kanzleiräte von Finckh und von Berger verhindern, aber die an- dern drei Mitglieder wurden gerettet, wozu Högls Einsatz sicher beigetragen hat.

Franz Högl war es auch, der den Auftrag erhielt, für die Opfer der französi- schen Militärjustiz ein würdiges Ehrenmal zu schaffen, das auf dem Gertru- den-Friedhof errichtet wurde und als qualitätvolles Zeugnis der klassizisti- schen Epoche und der Steinmetzkunst gilt. Jeder Oldenburger kennt die In- schrift: „Ehrevoll ist für gute Sache der Tod“.

Högls populärstes Werk ist zweifellos die große Blickpunktvasse auf dem Schloßplatz, die an dem früheren Standort neben den Kollegiengebäuden den Übergang über den Wasserlauf der Hausbäke zwischen Schloßplatz und Casinoplatz markiert. In der Gestaltung wie auch in der ehemaligen Funk- tion belegt die Vase (Entwurf von Heinrich Strack) den hohen Stand des Oldenburger Klassizismus.

Sicher gibt es in der Stadt Oldenburg an manchen Bauwerken noch Architek- turelemente (Medaillons, Giebelschmuck, Simsornamente, Tür- und Fen- stereinfassungen), die Franz Högls Handschrift tragen, wie z. B. das Sand- steinportal der Hirsch-Apotheke mit dem feinen Akanthusfries, sicher die wertvollste Arbeit dieser Art in der ganzen Stadt. Diese Werke entstanden ge- wiß im Zusammenwirken mit der Planung der Architekten. Högl gebührt der Ruhm für die wunderbare Feinheit der handwerklichen Arbeit. Auf dem Ger- truden-Friedhof befindet sich noch eine Reihe von Grabdenkmälern mit dem schönsten und zartesten plastischen Figureschmuck aus der Werkstatt Högl, aber nur eine dieser Arbeiten ist mit seinem Namen gekennzeichnet. So läßt sich manches offenbar von seiner Hand geschaffene Kunstwerk nach Stil und

Ausführung nur mit Wahrscheinlichkeit ihm zuschreiben. Hierauf auch künftig das Interesse der Forschung zu richten, ist zur Kenntnis der Bau- und Kunstgeschichte Oldenburgs wünschenswert.

Im Alter von 76 Jahren führte ein Augenleiden 1845 allmählich zur Erblindung. Die Werkstatt übergab er daher an seine Söhne, die die Firma 1854 in die Gaststraße (Blumenhaus Möhring) verlegten, bis das Geschäft, inzwischen von Enkeln und Urenkeln geleitet, in die Nadorster Straße überführt wurde (1954 nach 150 Jahren auf Wandscher übertragen). Franz Högl, dessen Frau 1854 gestorben war, zog mit in die Gaststraße um. Der alte Mann verlor trotz seiner Blindheit nicht seine fröhliche Natur. Gelegentlich griff er zur Geige und spielte polnische und Wiener Volksweisen, oder man hörte ihn in seinem Stübchen ein Lied singen. Gern erzählte er auch von seinen Erlebnissen aus seinem langen Leben.

Von seinen zwölf Kindern waren die beiden ältesten Söhne Eduard (* 1805) und Heinrich (* 1813) wieder Bildhauer geworden, Julius (* 1817) wurde Gärtner hinter dem Pferdemarkt, Franz (* 1822) war Zimmermann in Osternburg, Gustav (* 1824) Tierarzt in Hohenkirchen und Wilhelm (* 1827) Schönfärber in Oldenburg. Von den Töchtern war Wilhelmine (* 1807) mit dem Kaufmann Johann Meyer in Oldenburg verheiratet, Auguste (* 1808) mit dem Färber Böning, Franziska (* 1810) mit dem Lehrer August Poppe in Bekhausen, Caroline Sophie (* 1815) und Henriette (* 1820) mit zwei Kaufleuten Munter und Johanne (* 1830) mit Stellmacher Ernst Meyer. Eine große Schar von Nachkommen, darunter viele bekannte Oldenburger, geht von diesen zwölf Familien aus. Von ihnen hat sich der älteste Enkel, der Dichter Franz Poppe (1834-1915), große Verdienste dadurch erworben, daß er die Erzählungen seines Großvaters Franz Högl zu einem Familienroman gestaltete.

Franz Högl war ein fleißiger, durchaus anspruchsloser Mann. Von Jugend auf abgehärtet und zäh, hatte er sich doch eine zarte, empfindsame, frohe Natur erhalten. Wie seine Frau war auch er von einer unermüdlichen Sorge um die Kinder erfüllt. Er, der seinen Vater schon mit zehn Jahren verloren hatte, wußte auch noch seine erwachsenen Kinder (mit den auswärtigen stand er in regem Briefkontakt) stets zu leiten und zu beraten, gemäß seinem Lieblingspruch: „Wieviel Ursach' hat man doch, einander lieb zu haben, so lange es noch tagt.“ Wenige Wochen vor seinem 90. Geburtstag starb er am 3. Mai 1859. Die Söhne gestalteten den Eltern ein Grabmal im neugotischen Stil, denn der Wandel im Kunstgeschmack hatte sich unterdessen angekündigt. Die Zeit des Alten, der sich noch ganz dem Klassizismus verhaftet fühlte, war vorbei.

Pb: NWH 16. 2. 1985.

Literatur: Franz Poppe: Franz Anton Högl aus Warschau, Bildhauer, Ein Familienroman aus der Franzosen- und Biedermeierzeit, Oldenburg u. Leipzig 1911. - Hans von Seggern, Franz Anton Högl aus Warschau, seine Zeit, sein Werk, seine Familie (im Jubiläumsbändchen des Holzberg-Verlags „Im Zeichen der Högl'schen Vase“, Oldenburg 1986).



Wie lebte man im 19. Jahrhundert auf einem ostelbischen Rittergut?

275. Vortrag am 9. 3. 1985 von Lehrer Karl-Wilhelm Karbe, Bremen

Das ehemalige Rittergut Blumenwerder im Kreis Neustettin in Pommern war in die idyllische Landschaft der pommerschen Seenplatte eingebettet. Das Gut und die zugehörige Feldmark befanden sich auf einer Halbinsel am 12 km langen Dratzig-See. Die Schönheit dieser Landschaft mit den Hügeln, Kiefernwäldchen, breiten Feldwegen und den kühlen, dunklen Seen übte in der Stille und Abgeschlossenheit einen bezaubernden Reiz aus. Allerdings war die Güte des Bodens weniger rühmenswert, und dies mag der Grund dafür sein, daß das Gut häufig seinen Besitzer wechselte. Immerhin aber hatte die anmutige Lage 1786 den preußischen König Friedrich Wilhelm II. zum Erwerb des Gutes (bis 1812) bewogen.

Nach einigen Zwischenbesitzern kaufte Theodor Karbe im Jahre 1856 Blumenwerder, das damals eine Größe von 3000 Morgen (750ha) hatte. Der Kaufpreis war mit 103000 Talern sicher überhöht, und trotz aller Bemühungen zur Verbesserung des Bodens wie Drainierung der feuchten Wiesen und Düngung der sandigen Flächen blieb Blumenwerder ein Zuschußbetrieb, so daß die Familie Karbe das Gut nach vier Jahrzehnten 1896 wieder aufgab. An den wirtschaftlich-ökonomischen Schwierigkeiten waren auch die ungünstigen Transport- und Verkehrsverhältnisse wesentlich beteiligt. Denn die nächste Bahnstation war 25 km (später 12,5 km) entfernt, und so war man mit dem Personen- und Güterverkehr auf schlechte Landstraßen und ungepflasterte Wege angewiesen.

Theodor Karbe (1829-1886) entstammte einer Gutsfamilie in Neuendorf (Kreis Angermünde), studierte in Halle, wurde preußischer Leutnant und später liberaler Abgeordneter des Preußischen Landtags. Auch als Begründer und Vorsitzender des landwirtschaftlichen Vereins zu Tempelburg (am Südufer des Dratzig-Sees) machte er sich verdient. Im Jahre 1856 heiratete er Marie Schulze (1832-1905), Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns und Stadtrats in Stettin. Beide Eheleute erhielten je 80000 Taler an elterlicher Mitgift, so daß ihnen nach Bezahlung des Kaufpreises für Blumenwerder noch ausreichend Betriebskapital und Reserve zur Verfügung standen.

Mit Freude, Eifer und Tatkraft übernahm das Ehepaar die Führung des Gutsbetriebes. Zusehends erweiterte sich der Haushalt, indem in zwanzig Jahren 14 gesunde Kinder geboren wurden, von denen nur zwei Söhne noch vor der Mutter starben: einer ertrank mit 14 Jahren beim Schlittschuhlaufen, der andere starb 28jährig als Gerichtsreferendar.

Aus einem noch erhaltenen Bestand von 384 Briefen (vornehmlich von Marie Karbe an ihre Mutter in Stettin) erfährt man vieles über den Tageslauf in einem Gutsbetrieb, über Hauswirtschaft und Küchenarbeit, Feld- und Gartenarbeit, Besuche und Reisen sowie über familiäre Fragen und Krankheitsfälle. Diese privaten Familienpapiere sind daher als eine authentische Geschichtsquelle aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu werten.



Der Gutsherrin unterstand neben dem Haushalt auch die Milchwirtschaft. Bei den stadtfernen Gütern richtete sich die Zahl der Milchkühe nach dem Eigenbedarf, da es Molkereien zur Ablieferung von Frischmilch anfangs dort noch nicht gab (erst seit 1886). Zur Milchverarbeitung gehörte das Buttern. Ständige Butterlieferungen wurden an die Mutter in Stettin und deren Kundenkreis geschickt. Die Rücksendung der leeren Fässer wurde regelmäßig zum gleichzeitigen Transport kleiner Bestellungen aus der Stadt (Geschirr, Wolle, Stoffe, Kleidung, Schuhe, Hering, Backofen) ausgenutzt.

Der große Haushalt mit seinen zahlreichen hungrigen Mägen und der tägliche Bedarf an Fleisch, Wurst und Schmalz erforderte entsprechend häufiges Schlachten. Geschlachtet wurden Schweine, Hammel, Rinder, Ochsen, Kälber und jede Art von Geflügel, anfangs noch ganz ohne technische Hilfsmittel. Erst in späterer Zeit zog der Fortschritt mit einer Fleischschneidemaschine und einer Wurstmaschine ein. Das Fleisch wurde gepökelt oder geräuchert. Eine erfreuliche Abwechslung des Küchenszettels waren Fische und Krebse. Zeitweise wurden der große Dratzig-See und kleinere Seen gepachtet, nicht nur zum Fischfang, sondern auch zur Reet- und Grasnutzung.

Hatte man im Winter mit dem Schlachten zu tun, so gab es im Sommer ständig Arbeit mit dem Ernten und Haltbarmachen von Obst und Gemüse. Die Vorbereitungen für die täglichen Mahlzeiten und die Arbeiten für die Vorrathaltung an Lebensmitteln bedeuteten für die Hausfrauen damals einen ungeheuren Aufwand an Zeit und Kraft, der heute kaum noch vorstellbar ist.

Zu den periodischen Arbeiten gehörte die „große Wäsche“. Es muß sich dabei um Riesenmengen gehandelt haben, gelegentlich erfährt man von 100 Hemden und 120 Servietten. Hierfür wurden zusätzlich Frauen eingestellt. Vor der Wäsche ging es an die Herstellung von Seife, die zentnerweise aus Talg oder Grieben und Seifenstein gekocht wurde. Nach dem Waschen wurde im nahen See die Wäsche gespült. Das Trocknen, anfangs noch ohne Wringmaschine, war häufig ein Problem.

Zusätzliche Arbeit, aber auch Freude und Abwechslung für die Hausfrau brachten zahlreiche Gäste. Länger bleibender Besuch waren meist Verwandte. Zu solchen Gelegenheiten wurde natürlich besonderes Essen aufgetischt, lang und üppig sind die mitgeteilten Speisefolgen. Es gab damals bereits Geräte zur Speiseeisbereitung. Zu den Pflichten der Gutsfrau gehörten auch eine vorärztliche Versorgung im Dorf und Krankenbesuche.

Unruhe brachte zuweilen militärische Einquartierung. So mußten einmal ein Rittmeister mit Roßarzt, Quartiermeister, Oberwachtmeister, 2 Unteroffizieren, Trompeter und Burschen sowie 30 Mann über Nacht untergebracht und beköstigt werden. Es heißt aber ausdrücklich: „Trotz der vielen Menschen und Pferde herrschte eine musterhafte Ruhe auf dem Hof.“

Natürlich gab es in Blumenwerder nicht nur Arbeit und Anstrengung, sondern auch frohe und vergnügte Stunden. Mit der Familie fuhr man über die Felder durch die hübsche Landschaft, man ging viel spazieren oder badete im See, machte Ausflüge und Besuche in der Nachbarschaft, nahm Einladungen und Abendgesellschaften an oder war selbst der Gastgeber. Gelegentli-



che Badereisen führten an die Ostsee oder nach Bad Landeck, Ems, Reichenhall oder Marienbad.

Der Unterricht der Kinder geschah zunächst im Elternhause unter der Aufsicht der Mutter durch Hauslehrer und Erzieherinnen. Die Söhne besuchten ab Quinta oder Quarta ein Gymnasium der umliegenden Städte. Die Ausbildung muß gut gewesen sein, wie die Berufe es ausweisen: der älteste Sohn wird Landwirt und Nachfolger des Vaters auf Gut Blumenwerder, der zweite wird Offizier und bringt es bis zum Generalmajor, der dritte wird Bankdirektor, zwei werden Juristen, der nächste wird promovierter Ingenieur, dann folgt ein Gärtner und späterer Gutsbesitzer, und der jüngste wird Kaufmann. Es versteht sich, daß die fünf Töchter zunächst der Mutter bei der Hausarbeit behilflich sind, ehe sie zur Fortbildung ein Pensionat besuchen. Nur zwei haben geheiratet, die anderen drei besaßen Erholungsheime.

Eine Reihe von Lichtbildern zeigte, wie weit sich die heutigen Verhältnisse von den ehemaligen Wirtschaftsformen und Lebensumständen, die zwar beschaulicher, aber nicht einfacher waren, entfernt haben.

Pb: NWH 16. 3. 1985.

Literatur: Stammfolge Karbe im Deutschen Geschlechterbuch, Band 150, Limburg/Lahn 1969.

Lesen alter Handschriften, praktische Beispiele für den Familienforscher

276. Vortrag am 13. 4. 1985 von Apotheker Wolfgang Büsing, Oldenburg

Wer familienkundliche oder geschichtliche Forschungen unternimmt, muß sich auf das Lesen alter Schriften verstehen. Obwohl die Formen der Buchstaben und Schriftzeichen zu jeder Zeit gewissen Normen unterlagen, so zeigen die Schriftzüge damals wie heute doch gelegentlich ein hohes Maß von Individualität, die dem Leser große Schwierigkeiten bereiten kann. Grundlage und Ausgangspunkt der abendländischen Schriftentwicklung bilden die Schreibformen des Römischen Reiches, die ihrerseits auf die Schriften der Griechen und Phönizier zurückgehen. Überraschend mag für den Laien die Feststellung sein, daß die antiken römischen Schriften in ihren klaren Formen ohne Schwierigkeit lesbar sind und daß die damaligen Buchstaben durchaus den heutigen Schriftformen des Buchdrucks gleichen oder ähneln. Am Beginn steht als älteste Form die Römische Monumentalschrift, auch Römische Kapitale genannt, die bis ins 5. vorchristliche Jahrhundert zurückreicht, eine monumentale Schrift von eleganter Ebenmäßigkeit, die häufig auf römischen Denkmälern anzutreffen ist. Sie hat ein Alphabet von 23 Buchstaben entwickelt, die noch heute die Grundform der lateinischen Großbuchstaben bilden. Hieraus entwickelten sich nebeneinander zwei Schriftarten, die feierlich-wuchtige Capitalis quadrata und die schwungvollere Rustica, die bis in die Karolingerzeit als Buchschrift verwendet wurde.



Durch den angestiegenen Schreibverkehr hatte sich der allgemeine Schriftcharakter allerdings inzwischen gewandelt zu einer flüchtigeren Kurrentschrift, der Römischen Kursive, bei der nun auch Ober- und Unterlängen auftreten. Über die karolingische Minuskel, eine Kleinbuchstabenschrift, führt die Weiterentwicklung zur regelmäßigen, formstrengen gotischen Minuskel sowie zu einer aufgelockerten Kursive. In dieser Periode des ausgehenden Mittelalters werden allmählich bei vollständig durchgeführter Worttrennung die Buchstaben eng aneinandergestellt und durch dünne Striche miteinander verbunden. Der Beginn eines besonderen Textabschnittes wird mit einem größeren Buchstaben betont und mit Ornamenten oder zeichnerischen Darstellungen verziert. Diese ausgeschmückten Versalien nennt man Initialen. So entstanden mitunter Miniaturen von hohem künstlerischen Rang.

Seit dem 16. Jahrhundert setzte sich die Frakturschrift, vorwiegend im Buchdruck, durch. Der Aufschwung des geistigen Lebens und das sich daraus ergebende Anwachsen schriftstellerischer Tätigkeit in den Kanzleien der weltlichen und geistlichen Verwaltungen, aber auch die Einführung des Papiers, welches nun zunehmend neben das weit kostspieligere Pergament trat, führte zu einer allgemeinen und breiteren Ausweitung des Schriftwesens. Da die bisherigen formstrengen Schriften für ein rasches Schreiben zu ungenau waren, entstanden als flüssige Gebrauchsschriften für den Alltag im 16. Jahrhundert eine zur deutschen Schreibschrift führende Kurrentschrift sowie die sogen. Kanzleischrift, die sich beide bis ins 19. Jahrhundert erhielten.

Durch die literarische Bewegung des Humanismus verbreitete sich sowohl die Antiqua als auch die Renaissance-Kursive über alle Länder Europas, wobei die Antiqua vorwiegend im Buchdruck und die Kursive als Gebrauchsschrift neben der bodenständig entwickelten spätgotischen Schreibschrift verwendet wurde. Seither behaupten sich diese verschiedenartigen Schreib- und Druckschriften nebeneinander, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den europäischen Ländern. In den lateinsprachigen Ländern gewann allmählich die Humanistenschrift den Vorrang gegenüber der spätgotischen, in Deutschland und Skandinavien dagegen blieben neben der stärkeren Bevorzugung der Fraktur im Druck die spätgotischen Schreibformen für lange Zeit in Verwendung. Dies ist die Grundlage dafür, daß wir bis vor wenigen Jahrzehnten zwei verschiedene Alphabete, die „deutsche“ und die „lateinische“ Druck- und Schreibschrift, nebeneinander gebrauchten.

Der Familienforscher hat es hauptsächlich mit Schriften des 16. bis 19. Jahrhunderts zu tun. Es wurde deshalb eine Reihe von Schriftproben dieser Zeitspanne vorgeführt, um die vielfältigen Buchstabenformen, Schriftarten, Schreibweisen, Abkürzungen, Kürzel und Zahlzeichen zu demonstrieren. Für die Entzifferungspraxis ist die Kenntnis der deutschen Schrift, die den älteren von uns noch geläufig ist, grundsätzliche Voraussetzung. Aber diese kleine Mühe ist auch für jüngere Menschen ein lohnendes Unterfangen. Denn wer möchte nicht in der Lage sein, einmal die Briefe seiner Großeltern lesen zu können oder gar den Reiz einer Geschichts- und Familienforschung zu entdecken?!



Pb: NWH 20. 4. 1985.

Literatur: Paul Arnold Grun: *Leseschlüssel zu unserer alten Schrift*, 2. Aufl., Limburg/Lahn 1984. - Heribert Sturm: *Unsere Schrift, Einführung in die Entwicklung ihrer Stilformen*, Neustadt/Aisch 1961. - Fritz Verdenhalven: *Die deutsche Schrift*, Neustadt/Aisch 1989.

Die Hugenotten 1685-1985, Aspekte der internationalen Hugenottenforschung

277. Vortrag am 19. 10. 1985 von Thomas Klingebiel, Göttingen

Die 300jährige Wiederkehr der Aufhebung des Edikts von Nantes war Anlaß, der Verfolgung und Auswanderung französischer Protestanten reformierten Bekenntnisses zu gedenken. In Frankreich hatte mit der Reformation die calvinistische Lehre in allen Volksschichten zahlreiche Anhänger gefunden, die zum Königtum und zur französischen Staatskirche zugleich in konfessionelle wie auch politische Opposition traten. Die Gegensätze spitzten sich in einem lang andauernden, mit großer Härte geführten Bürgerkrieg, den sogen. Hugenottenkriegen, zu. Die kleine, nur etwa 5 % der Bevölkerung ausmachende, aber ausgezeichnet organisierte und militärisch lange Zeit erfolgreiche reformierte Minderheit erreichte zwar 1598 im Edikt von Nantes durch König Heinrich IV. die Zusicherung von Gewissens- und Religionsfreiheit, politischen Rechten und einigen Schutzplätzen. Dennoch wurde der Elan der reformierten Kirche, ihre Überzeugungskraft und Missionstätigkeit erheblich geschwächt, und so markiert dieses sogen. Toleranzedikt von Nantes zugleich den Höhepunkt ihrer Ausbreitung und den Beginn ihres Niedergangs. Trotz der institutionellen Widerstandskraft, die der reformierten Kirche Frankreichs eigen war, geriet die calvinistische Minderheit in der Folge mehr und mehr in die Gefahr, sich selbst an den zunehmend alle Lebensbereiche durchdringenden Staat, an das prachtentfaltende absolutistische Königtum zu verlieren. Während im Norden des Landes durch staatlich betriebene Korruption und Ämtervergabe der Calvinismus weitgehend bereits zusammengebrochen war, zeigte er sich im Süden, wo etwa zwei Drittel seiner Anhänger lebten, zwar geschwächt, aber im Kern im wesentlichen noch stabil; jedoch schien das Engagement der früheren Jahre erloschen.

Als indeß der Sonnenkönig Ludwig XIV. zunehmend gewaltsame Mittel anwandte, um den Verfallsprozeß der hugenottischen Kirche zu beschleunigen, entfachte er dadurch ungewollt den fast eingeschlafenen Selbstbehauptungswillen der Hugenotten aufs Neue. Um die konfessionelle Einheit Frankreichs wiederherzustellen, erließ er am 18. Oktober 1685 das Edikt von Fontainebleau, das jenes von Nantes aufhob. Damit wurden den Hugenotten sämtliche Sicherheiten und Freiheiten genommen, der Übertritt zum Katholizismus befohlen, das Beharren auf die reformierte Konfession mit Gefängnis oder

Galeere bestraft und die Auswanderung mit Bedrohung von Gütereinzug untersagt.

Trotzdem entschlossen sich damals nahezu 300000 Hugenotten, etwa ein Drittel der betroffenen Menschen, ihr Vaterland gegen die Anordnung des Königs zu verlassen. Unter Lebensgefahr und nur mit dem Notwendigsten versehen, suchten die Hugenotten in der Regel erste Zuflucht bei den Konfessionsverwandten in der Schweiz, in den Niederlanden und in England. Von dort wanderte man später in fernere Länder rund um die Erde. Vermögendere Hugenotten gingen direkt per Schiff in die damaligen Handelsmetropolen London und Amsterdam. England und die Niederlande nahmen jeweils zwischen 70 000 und 100 000 hugenottische Flüchtlinge auf.

Für die deutschen Territorien war dagegen die kleine Schweiz als Transitland derjenigen Glaubensflüchtlinge, die auf dem Landweg dem Zugriff des Sonnenkönigs zu entrinnen suchten, von Bedeutung. Hier sammelten sich viele Zehntausend Hugenotten, vorwiegend Handwerker, kleine Kaufleute und Bauern, meist ohne Hab und Gut. Es flüchteten in der Regel nicht einzelne Hugenotten, sondern ganze Dorfgemeinschaften. Ihre Flucht war häufig ein entbehrungsreicher Marsch, begleitet von Hunger, Krankheit und Tod. Die unterstützungswilligen Kommunen sahen sich mit zahlreichen Menschen konfrontiert, die sich mit letzter Kraft und völlig erschöpft in eine sichere Umgebung gerettet hatten.

So viele Flüchtlinge vermochte die Schweiz allerdings auf Dauer nicht zu unterstützen. Viele gingen weiter in deutsche und niederländische Gebiete; etwa 40000 Hugenotten wurden durch deutsche Fürsten in protestantischen Ländern aufgenommen. Allein Brandenburg nahm 20000 auf, Hessen-Kassel und die fränkischen Fürstentümer der Hohenzollern je 4000, die welfischen Territorien über 1500.

Bei den deutschen reformierten Landesherrn geschah die Aufnahme der fremden Glaubensbrüder sicher vor allem im Geist einer konfessionellen Solidarität. In Deutschland war der führende Kopf des politischen Calvinismus der Große Kurfürst von Brandenburg, der über sein eigenes Territorium hinaus im ganzen Reich als Beschützer der Hugenotten galt. Ein weiterer Grund für die Aufnahme wird darin gesehen, daß den deutschen Fürsten die Hugenotten als Wirtschaftsfaktor willkommen waren. In den unterentwickelten Gebieten Deutschlands sowie in einigen Residenzstädten (Berlin, Kassel, Erlangen) haben die Franzosen einen wichtigen Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung geleistet.

Grundlage für die Niederlassung reformierter Glaubensflüchtlinge waren landesherrliche Edikte, die die Einwanderer in den Untertanenverband aufnahmen und ihre Niederlassung durch dafür notwendige Bestimmungen sicherten. In der Regel waren die Hugenotten auf zehn Jahre steuerfrei. Für die Ansiedlung von Manufakturen wurden ihnen Baugelände, Material und Arbeitskraft zur Verfügung gestellt, darüber hinaus auch Kapital, Saatgut und Werkzeug als Starthilfe. Handwerker waren vom Zunftzwang ausgenommen, Bauern erhielten Ackerland.



Nicht überall wurden diese Maßnahmen der Obrigkeit beifällig aufgenommen. Die Städte sahen in den französischen Zuwanderern eine unerwünschte und noch dazu staatlich subventionierte Konkurrenz. Auch wo auf dem flachen Lande bäuerliche Hugenotten angesiedelt wurden, kam es gelegentlich, wie in Nordhessen, zu Konflikten mit den Einheimischen. Aber auch konfessionelle Gegensätze lieferten mitunter Ursachen für heftige Auseinandersetzungen (z. B. in Franken).

War also im Zusammenleben mit der einheimischen Bevölkerung die Situation der Hugenotten nicht immer ungetrübt, so stand ihnen freilich der Landesherr zur Seite. Doch dies enge Verhältnis führte auch zu einer fatalen Abhängigkeit, die die Einwanderungszeit überdauern sollte und sich besonders bei der Stellung der französisch-reformierten Kirche im Zufluchtsland auswirkte. Zwar war den Hugenotten hier Religionsfreiheit versprochen worden, eine selbständige Kirche wie in Frankreich aber vermochten die Flüchtlinge in der neuen Heimat nicht mehr aufzurichten. Da ihnen seit 1697 vom französischen König eine anfangs noch erhoffte Rückkehr endgültig verwehrt war, mußten sich die Hugenotten an die schmerzliche Einsicht gewöhnen, daß ihre Zukunft in der Fremde und nicht im eigenen Land zu suchen war. Auch hatten sie sich damit abzufinden, daß sie ihre synodale Selbstverwaltung einbüßten und der Preußenkönig auf seinen bischöflichen Rechten beharrte und damit Leiter der französischen Gemeinden war.

Die Integration und Assimilation der hugenottischen Bevölkerung vollzog sich in Deutschland durch einen relativ raschen Einschmelzungsprozeß der Hugenottennachkommen und war im wesentlichen zu Beginn des 19. Jahrhunderts abgeschlossen. Dabei waren drei Faktoren von Bedeutung: ihre uneinheitliche Herkunft, ihre relativ geringe Zahl und ihre Konfession. Da die Mitgliedschaft in den Hugenottengemeinden auch nicht französische Reformierte erwerben konnten, zum andern auch der Anteil der „Mischehen“ in den französischen Siedlungen ständig zunahm, verlor sich bald der isolierte Charakter der französischen „Kolonien“. Am längsten hielten sich die französische Sprache und Gewohnheiten in kleinen Landgemeinden, wie denen Nordhessens, wo man noch im 20. Jahrhundert Menschen antreffen konnte, die das überkommene Französisch sprachen.

Wie das überlieferte Geschichtsbild und auch die historische Forschung lehrt, haben die Hugenotten in der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen mehr eine trennende als verbindende Rolle gespielt. Neben wirtschaftlichen Auswirkungen brachte die hugenottische Integration in ihrem Siedlungsbereich auch kulturellen Austausch auf vielerlei Gebieten. Durch die relativ geringe Zahl der Hugenotten blieb ihre durchaus positive Wirkung allerdings begrenzt.

Daß ihre Tradition auch heute noch unvergessen und in zahlreichen Familien, auch in Töchternachkommen, lebendig bleibt, gehört zu den Aufgaben des 1890 gegründeten Deutschen Hugenotten-Vereins, der sich ebenso um Aufklärung und Verständnis der historischen und genealogischen Zusammenhänge über die Grenzen hinweg bemüht.

Pb: NWH 16. 11. 1985.

Literatur: Die Hugenotten 1685-1985, hg. von Rudolf von Thadden u. Michelle Magdelaine, München 1985.

Butjadingen, Höhen und Tiefen in der Geschichte einer Küstenregion

278. Vortrag am 16. 11. 1985 von Hans Hermann Francksen, Ruhwarden

Gilt Butjadingen im Vorurteil vieler Menschen noch heute weithin als Musterbeispiel für Fruchtbarkeit des Bodens und Wohlstand seiner Bevölkerung, so wies der Vortragende nachdrücklich darauf hin, daß dieser Landstrich auch schwere Zeiten erlebte und von Katastrophen heimgesucht wurde. Er stellte den historischen Ablauf der landschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung in einer von vielen Tiefpunkten gekennzeichneten Kurve dar.

Die Geschichte der Küstenbevölkerung zeichnet sich aus durch ihren fortwährenden Kampf mit dem Wasser. Die anfängliche Errichtung von höhergelegenen Werten und die im 10. Jahrhundert beginnende Befestigung der Küsten mit dem grünen Band der Deiche gehört zu den ganz großen Leistungen unseres Volkes. Das gewaltige Deichwerk, mit dem sich durch den steten Anstieg des Meeresspiegels jede Generation auseinandersetzen mußte, schuf erst die Voraussetzung für eine Bewirtschaftung des flachen Küstenlandes.

Die nach den Chauken in unser Gebiet eindringenden Friesen behalten ihre persönliche Freiheit auch, als der Frankenkönig Karl im 8. Jahrhundert die Sachsen und Friesen unterwirft. Die in den friesischen Gauen eingesetzten Grafen haben als kaiserliche Lehnherren in dem unwegsamen Land wenig Macht, und im 12. Jahrhundert gelingt es den Friesen gar, die Grafenherrschaft abzuschütteln und sich in selbständigen Bauernrepubliken mit Konsultatsverfassung zu konstituieren. Im Schutz der Deiche beginnt sich Wohlstand zu entwickeln, und es entstehen nun mächtige Kirchbauten.

In den Kirhdörfern an der Küste werden Märkte abgehalten und dadurch Kaufleute von weither angezogen. „Butjadingen“, ursprünglich nur ein Teil des Gaus Rüstringen, entsteht erst, als Sturmfluten im 12. bis 14. Jahrhundert ihr Zerstörungswerk im Mündungsgebiet des Jadeflüßchens zum Jadbussen ausweiten und das Land zerreißen. Fortan gibt es westlich des Einbruchs das Rüstringer Viertel Bant, während sich für die fünf Kirchspiele jenseits („buten“) der Jade der Name Butjadingen durchsetzt. Im Süden wird Butjadingen vom Stadland und dem Priel Ahne sowie seit der Marcellusflut 1362 durch die breite Flutrinne Heete begrenzt. Butjadingen ist dadurch zur Insel geworden und muß sich fortan auch gegen Überflutungen von Süden her durch den sog. Mitteldeich schützen.

Zu gleicher Zeit treten in ganz Friesland auch politische Veränderungen ein, indem die Epoche der sog. Häuptlinge beginnt. Überall in den Dörfern und Kirchspielen übernehmen jetzt einzelne, aus der besitzbäuerlichen Schicht stammende Häuptlinge die Macht. Während sie in anderen friesischen Län-



dern bald zu größerem Einfluß aufsteigen (so im Jeverland und Ostfriesland), bleibt es in Butjadingen bei kleinen, oft rivalisierenden Kirchspielshäuptlingen, die sich mit den Bremern anlegen und auf Seeräuberei ausgehen. Als die Häuptlinge gar die Bauern wie Untertanen zu behandeln beginnen, lehnt sich das Volk auf und jagt die Häuptlinge aus dem Lande. Die Bauernrepubliken kehren zur alten Ratgeber-Verfassung zurück.

Aber seit 1499 versuchen die Oldenburger Grafen mit mächtigen Bundesgenossen die Eroberung Butjadingens. Die Unterwerfung gelingt endlich 1514; mit der Parole „Lever doodt as Sklav“ erliegen in verzweifelter Gegenwehr über 700 Butjenter Bauern der Übermacht.

Unter den neuen Landesherrn, den Oldenburger Grafen, werden sofort Maßnahmen zu umfangreichen Eindeichungen unternommen. Als großes Unrecht empfinden es aber die Butjadinger, daß die mit ihrem Einsatz und auf ihre Kosten eingedeichten neuen Ländereien in den Besitz der Oldenburger Grafen gehen. Vor allem leiden sie unter der Willkür des ihnen verhaßten Grafen Anton I. (1529-1573), der sich bereits bei der Durchführung der Reformation durch Aneignung kostbaren Kloster- und Kirchengutes unbeliebt machte. Das Grafenland wächst schließlich auf über 40 % der Gesamtfläche Butjadingens an und ist zudem noch von der Deichpflicht befreit, muß also von den Bauern mitversorgt werden. So bleibt es nicht aus, daß die vernachlässigten Deiche der durch Frondienste überlasteten Bauern den Sturmfluten nicht mehr standhalten und bei Einbrüchen wertvolles Bauernland eingebüßt wird. Die Wiederherstellungskosten aber gehen voll zu Lasten der Bauern.

Andererseits ziehen die Bauern großen Nutzen aus Graf Anton Günthers Neutralitätspolitik während des 30jährigen Krieges. Seine Regierungszeit kann als hoffnungsvolle Aufwärtsentwicklung angesehen werden, die indes für den Norden des Landes durch die Sturmflut von 1625 jäh unterbrochen wird. 1663 und insbesondere 1717 setzen katastrophale Sturmfluten weitere Marken zu anhaltender Talfahrt, die zudem von der nun (1667) beginnenden Dänenherrschaft geprägt ist.

Ein völliger Preisverfall bringt Butjadingen in eine echte Notlage, von der es sich kaum erholt hat, als seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verheerende Tierseuchen, vor allem die gefürchtete Rinderpest, auftreten, wodurch besonders Butjadingen betroffen wird, das mit 90 % Weideland die viehreichste Landschaft ist. Um 1780 ist das Land fast ohne Viehbestand. Außerdem werden die Marschenbewohner immer wieder von Malariaepidemien heimgesucht.

Gleichzeitig verschlingt der Deichsicherungsbau ungeheure Summen. Unter dieser Last wird ein Hof nach dem andern erdrückt, eine Konkurslawine nie gekannten Ausmaßes rollt über Butjadingen hinweg. Land- und Pachtpreise sinken ins Bodenlose. Als Käufer treten die bisherigen Kreditgeber auf, die örtlichen Kaufleute und Beamten, aber auch Geldanleger aus Oldenburg. Eine enorme soziale Umschichtung ist die Folge. Viele einstmals wohlhabende Bauern kehren ihrer Heimat verarmt, enttäuscht und verbittert den Rücken.

Diese Entwicklung führt nicht nur zu einer Besitzüberfremdung, sondern auch zu größerer Besitzkonzentration. Das bedeutet in der Folge eine Zunahme der Pachtstellen, was nun für die Butjadinger Wirtschaftsstruktur typisch sein wird. Erst als Ende des 18. Jahrhunderts die Preise für landwirtschaftliche Produkte wieder steigen, erholt sich auch Butjadingen. Besonders profitiert man jetzt von den guten Getreidepreisen, zumal viele wegen der früheren Viehseuchen inzwischen zu 50 % auf Ackerbau übergegangen sind. Aber in den 1820er Jahren folgt ein weiterer Tiefgang, die Getreidepreise sinken beträchtlich und damit auch die Landpreise. In dieser Krisenzeit um 1830 kommt wieder ein Drittel aller Butjadinger Hofstellen zum Verkauf. Danach setzt endlich ein wirtschaftlicher Aufschwung ein, der bis zum Ersten Weltkrieg anhält.

In der Rückschau zeigt sich, daß Butjadingen in Perioden ohne Überflutungen und Seuchen durchaus einen schnell wachsenden Wohlstand erreichte. Desto tiefer war dann jedoch der Fall nach der nächsten unausbleiblichen Katastrophe. Der Vortragende, selbst Angehöriger einer jahrhundertealten Butjenger Familie, steht in seiner Betrachtungsweise auf Seiten der Betroffenen und Unterdrückten und trägt damit zu einem modernen, der objektiven Wahrheitsfindung verpflichteten Geschichtsverständnis bei.

Pb: NWH 14. 12. 1985.

Literatur: Hans Hermann Francksen: Butjadingen, Alte Heimat - neue Heimat, Ferienland, Eine Führung durch die Geschichte von Land und Landschaft, Oldenburg 1985.

Bevölkerungsentwicklung und Sozialstruktur Jevers vom 17. bis 19. Jahrhundert

279. Vortrag am 11. 1. 1986 von Wiard Hinrichs, Wittmund

Obwohl am Rande des Deutschen Reiches gelegen, war das Jeverland einst mit wichtigen Verkehrsadern verbunden und stand in wirtschaftlichem Kontakt mit dem Ausland. Daraus ergab sich schon vor Jahrhunderten eine überraschende Bevölkerungsfuktuation. Verglichen mit anderen Teilen des früheren Herzogtums Oldenburg, zeichnet sich die Herrschaft Jever durch eine bis ins 19. Jahrhundert reichende Sonderstellung aus. Während Butjadingen, die andere oldenburgische Marschlandschaft, schon seit dem 16. Jahrhundert für die Oldenburger Grafen von Ovelgönne aus verwaltet wurde, behielt die Erbherrschaft Jever mit der Stadt Jever als Verwaltungsmittelpunkt durch seine Zugehörigkeit zum entfernten Anhalt-Zerbst als abgelegenes Nebenland eine stärkere Eigenständigkeit. Auch in der Bevölkerungsgeschichte machte sich dies bemerkbar.

Insgesamt zählte das Jeverland Ende des 18. Jahrhunderts mit knapp 15000 Einwohnern, von denen fast 3000 in Jever lebten, etwa doppelt soviel Bewohner wie in Butjadingen. In Jever konzentrierten sich nicht nur die Verwaltung

und das Militär des kleinen Territoriums, sondern auch der Handel des Landes. Ebenso führten die angrenzenden ostfriesischen Gebiete vielfach über Jever ihren Handel mit den bedeutenderen Städten an der Nordseeküste. Vor allem die Produkte der Landwirtschaft, wobei Pferdezucht und Milchprodukte herausragen, wurden in die großen Städte Hamburg, Bremen und Amsterdam exportiert.

Diese weitreichenden Handelsbeziehungen spiegeln sich in den Wanderungen der Menschen wieder. Amsterdam, damaliges Zentrum des europäischen Handels, zog die Menschen von nah und fern geradezu magisch an. So findet man bei den Eheschließungen des 17. Jahrhundert in Amsterdam insgesamt 1394 Brautleute aus Jever. Unter den Herkunftsorten ausländischer Brautleute hatten damals nur Antwerpen, Hamburg, Bremen, Emden und Köln eine größere Bedeutung. Insgesamt sind in jenem Jahrhundert in Amsterdam 7505 Brautleute aus Ostfriesland und 4457 aus dem Oldenburgischen verzeichnet. Auch im 18. Jahrhundert werden diese engen Beziehungen noch aufrecht erhalten.

Eine solche Abwanderung in die großen städtischen Zentren mußte kompensiert werden durch eine Zuwanderung vor allem aus den benachbarten Landgebieten. Außerdem herrschte in Jever, wie in fast allen Städten der frühen Neuzeit eine Bevölkerungsunterbilanz, d. h. es starben mehr Menschen als geboren wurden. Auf der ostfriesischen und oldenburgischen Geest, wo der Bevölkerungsdruck stärker war, hofften viele, durch Arbeit in den Marschgebieten oder durch Zuzug in die Städte ihre Lage zu verbessern. In Jever selbst wurde kaum Landwirtschaft im engeren Sinne betrieben, höchstens Gartenbau. Der rege Handel benötigte viele Fuhrleute, Tagelöhner und Gastwirtschaften. In diesen Berufsgruppen finden sich zahlreiche Zuwanderer vom Lande, die oft schon als Knecht oder Magd in die Stadt gekommen waren.

Aus allen Teilen Deutschlands, besonders aus Mitteldeutschland, kamen weitere Zuwanderer. Viele Soldaten- und Beamtenfamilien fanden in Jever eine neue Heimat. Die Mobilität gerade unter den Soldaten war sehr groß. Schon Graf Anton Günther hatte während des Dreißigjährigen Krieges im Rahmen seiner Politik der bewaffneten Neutralität viele Soldaten auf seinen Festungen stationiert. Von den 210 Soldaten in Jever im Jahre 1639 kam nur ein Drittel aus der näheren oldenburgisch-ostfriesischen Umgebung, unter den übrigen gab es Dänen, Schotten und Böhmen. Zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges wurden ab 1778 zahlreiche Soldaten von Anhalt-Zerbst über Jever nach Amerika in den Sold der englischen Krone vermietet. Die höchst unterschiedliche Herkunft dieser Scharen trug dazu bei, daß auch Reformierten und Katholiken in Jever die freie Religionsausübung gestattet wurde. Die besonders im 19. Jahrhundert nicht unbedeutende jüdische Bevölkerung Jevers erhielt erstmals 1808 gleiche bürgerliche Rechte.

Das kulturelle Leben der Stadt hatte sich Ende des 18. Jahrhunderts ebenfalls stark entfaltet, denn zum einen hatte das Publikum durch Handel und Verwaltung einen entsprechenden Umfang eingenommen, zum andern kam



in Zeiten guter Agrarkonjunktur viel Geld ins Land. Die angesehene Provinzialschule, das spätere Marien-Gymnasium, vermittelte den Söhnen des Landes die Grundlagen gelehrter Bildung. Nicht nur aus der Stadt, auch von Angehörigen der Bauernfamilien wurde es besucht. Wie hoch der Stand der jeverschen Volksbildung allgemein zu Beginn des 19. Jahrhunderts war, zeigt sich darin, daß 1811 bis 1814 immerhin 95 % der Bräutigame und 81 % der Bräute bei der Hochzeit wenigstens ihren Namen schreiben konnten.

Mit dem relativen Reichtum des Landes ging eine große Vielfalt der städtischen Gewerbe einher. Eine Liste aus dem Jahre 1812 ermöglicht erstmals umfassenden Einblick in die Berufs- und Vermögensverhältnisse der Bevölkerung in Stadt und Vorstadt. 10 Goldschmiede, 8 Uhrmacher und 5 Zinngießer deckten auch den gehobenen Bedarf und sind ein gewisser Maßstab für die kulturellen Ansprüche. 67 Kaufleute, 32 Fuhrleute und 25 Gastwirte sorgten für den Handel. 172 Tagelöhner sind in unterschiedlichen Berufszweigen verzeichnet. Unter den Berufen mit akademischer Vorbildung fällt die große Zahl von Juristen auf, offensichtlicher Ausdruck des großen Prozessionsalters der Bevölkerung.

Auch das Gesundheitswesen war mit 7 Ärzten, 2 Chirurgen und 3 Apothekern gut ausgestattet und entsprach der Notwendigkeit bei den häufig grassierenden epidemischen Krankheiten. Vor allem die Malaria suchte die Marschengebiete immer wieder in verheerender Weise heim. Unter den Kindern forderten bis Ende des 18. Jahrhunderts vor allem die Pocken stets erneut ihre Opfer. Zwar ging die Pestepidemie von 1665 bis 1668, die in Emden und Oldenburg viele Opfer gefordert hatte, an Jever vorbei, doch starben 1652 allein 358 Menschen, während der Durchschnitt jener Zeit bei etwa 120 Toten lag.

Ohne seine Zuhörer mit Zahlen und Statistiken zu überfordern, zeichnete der Vortragende ein anschauliches, mit zahlreichen Aspekten der verschiedensten Lebensbereiche erfülltes Bild der kleinen, aber durchaus nicht unbedeutenden Provinz und erwies als kenntnisreicher junger Wissenschaftler damit seiner engeren Heimat einen erfreulichen Dienst.

Pb: NWH 15. 2. 1986

Einführung in die Heraldik

280. Vortrag am 8. 2. 1986 von Studienrat Dr. Gert-Ulrich K r i s c h k e, Oldenburg

Wappen sind farbige, vererbliche, personenbezogene Kennzeichen, die nicht nur als Schmuck und Zierde, sondern vor allem als wichtige Elemente der Identifikation dienen. So hat die Heraldik für den Genealogen nicht nur hervorragende Bedeutung als wichtige genealogische Quelle, sondern sie besitzt als äußeres Kennzeichen des Familienzusammenhanges von altersher bis heute Symbolkraft für ein Familienbewußtsein. Die Entstehung der Wap-



pen reicht in die Zeit des Hohen Mittelalters zurück, als Rittertum und Lehnswesen ihre Blütezeit hatten. Um im Kampfgetümmel oder Turnier Freund und Feind unter den in Helm, Kettenhemd und Rüstung getarnten Kriegeren auseinanderhalten und erkennen zu können, bedurfte es einer besonderen Kennzeichnung. Dazu eigneten sich vor allem die Schutzwaffen, der großflächige Schild. In kräftigen Farben wurden geometrische oder stark stilisierte Motive als Persönlichkeitszeichen auf die Schilde gemalt, und damit war der Begriff des Wappens geschaffen. Als Zeitpunkt gilt etwa der Anfang des 12. Jahrhunderts.

Da die Ritterschaft an den Kreuzzügen beteiligt war, stand die Ausbildung der Wappen auch unter islamischem Einfluß. Traten die ersten Wappen am Rhein und an der Loire auf, so verbreitete sich das Wappenwesen bald durch weite Teile Europas. Ein durch Wappenkenntnis besonders qualifizierter Berufsstand, die in fürstlichem Dienst stehenden Herolde, hatten bei Turnieren und im Kampf wichtige Funktionen, sie führten die Wappenregister, entwickelten eine heraldische Fachsprache und die nach ihnen benannte Heraldik. Die Gestaltung der Wappen unterlag ganz bestimmten, heute noch gültigen Regeln. Bei den im Wappenwesen vorkommenden Farben unterscheidet man zwischen „Farben“ und „Metallen“. Als Wappenfarben waren zunächst nur Schwarz, Rot und Blau zugelassen, später kam noch Grün hinzu, schließlich auch Naturfarbe für unbedeckte Körperstellen des Menschen, während Braun und Purpur nur in Ausnahmefällen verwendet wurden. Gelb und Weiß galten nicht als Farben sondern als Metalle Gold und Silber. Eine seltene Möglichkeit bestand sodann in der Flächenausfüllung als Pelzwerk, wofür die Heraldik eine besondere Symbolik entwarf. Für die Farbzusammenstellung gilt der Grundsatz, daß auf Wappenbildern niemals zwei Farben bzw. zwei Metalle sich begrenzen dürfen, sondern vielmehr daß Farbe und Metall stets abwechselnd verwendet werden. Es wäre also heraldisch unzulässig, z. B. einen roten Adler auf blauem Grund zu wählen. In der Drucktechnik werden Wappen aus Kostengründen häufig nicht farbig dargestellt, sondern die Farben durch unterschiedliche Schraffierung angedeutet.

Ein volles Wappen besteht außer dem Schild noch aus dem Oberwappen mit Helm, Helmdecken und Helmzier. In den ältesten Wappen wird der damals gebräuchliche Topfhelm dargestellt, in späteren Wappen wird dieser, entsprechend der jeweiligen Zeitmode, durch den Kübelhelm, Stechhelm und Spangen- oder Bügelhelm abgelöst. Ebenso werden die Helmdecken, die sich aus dem einstigen Nackentuch des alten Helmes entwickelt haben, mantelartig erweitert und im entsprechenden Stilgeschmack der Zeit abgebildet, so im 16. Jahrhundert als arabeskenhafte Schnörkel und während der Barockzeit als ornamentales Rollwerk. So deuten Helmart und Darstellungsweise eines Originalwappens bereits auf seine entsprechende Entstehungszeit. Die Farben der Helmdecken gleichen zumeist den Hauptfarben des Schildes.

Die Helmzier, auch Helmschmuck oder Helmkleinod genannt, ist der obere Abschluß eines vollständigen Wappens. In der Helmzier wird in der Regel der wesentliche Bestandteil der Schildfigur in eben diesen Farben wiederholt,

häufig begleitet von Büffelhörnern oder Adlerflug. Andere Wappen wieder weisen unterschiedliche Bilder in Schild und Helmzier auf. In vielen Wappen wird die Helmzier vom Helm durch einen Wulst getrennt, wobei es sich um einen aus zwei- oder mehrfarbigen Zeugstreifen gewundenen Kranz der Helmdecken handelt. Gelegentlich stellen sich die Helmdecken als Verlängerung der Helmzier dar, besonders wenn diese aus einer wachsenden Figur besteht. Die Figuren- und Formenvielfalt ist hier unerschöpflich.

Eine weitere Differenzierungsmöglichkeit war die Anbringung von heraldischen Rang- und Würdenzeichen, die in der Frühzeit zunächst noch unbekannt waren. Seit dem 14. Jahrhundert wurden bei geistlichen Würdenträgern anstelle des Helmes geistliche Kopfbedeckungen (Mitra, Prälatenhut) auf den Wappenschild gesetzt. Zur gleichen Zeit nahmen nun auch alle Stufen des Adels anstelle des Helmwulstes die Helmkrone mit drei blattartigen Zacken und zwei Perlenzinken auf. Seit dem 16. Jahrhundert entwickelte sich beim Adel eine Differenzierung der Rangkrone, die anstelle des Helmes unmittelbar auf den oberen Schildrand gesetzt wurde. Die einzelnen Rangstufen des Adels (allgemeiner Adel, Freiherren, Grafen, Fürsten usw.) deutete man durch unterschiedlich gestaltete Kronen an.

Hatte sich der heraldische Stil zu Beginn der Heraldik nach den Erfordernissen des Kampfes und Turniers gerichtet, so wurde er später immer stärker vom Zeitgeschmack und durch nationale Besonderheiten beeinflusst. Da man seit dem Dreißjährigen Kriege keine Turniere mehr durchführte und auch die Kriegführung sich gewandelt hatte, bestand eigentlich keine Notwendigkeit mehr für Wappen im ursprünglichen Sinne. Längst aber hatte sich das Wappenführen als Persönlichkeitszeichen und Familiensymbol in allen Lebensbereichen des Staates, der Verwaltung wie auch des Privaten durchgesetzt und schien unverzichtbar. Das Wappenführen war ja nicht nur dem Adel vorbehalten, sondern fand bereits seit dem Mittelalter in alle Bevölkerungsschichten Eingang, also auch im Bürgertum und im Bauernstand. Unter den bürgerlichen Schichten zeichneten sich die Gelehrten und das Patriziat durch besondere Wappenfreudigkeit aus, die häufig auch die Epoche des Verfalls der Heraldik (1650-1850) überdauerte.

Im vorigen Jahrhundert setzte dann mit einer Wiederbelebung der Wappenkunst und Wappenkunde zugleich eine wissenschaftliche Aktivität für dieses Forschungsgebiet ein, und in bedeutenden Sammlungen trug man viele Hunderttausend Wappen zusammen. Die auf Grabsteinen und Epitaphien vielfach angebrachten Ahnenwappen sind wertvolle Hinweise für Familienzusammenhänge, oftmals bis in Zeiten zurück, wo schriftliche Quellen fehlen. Auch heute ist jede Familie berechtigt, ein Familienwappen zu führen. Jeder, der sich mit dem Gedanken trägt, ein Wappen neu anzunehmen, sollte darauf achten, daß die heraldischen Regeln eingehalten werden. Anstelle früherer amtlicher Wappenmatrikeln ist seit Jahrzehnten der HEROLD, Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften in Berlin, mit der „Deutschen Wappenrolle“ die führende Institution zur Registrierung von Wappen. Mit zahlreichen Lichtbildern von Familien-, Staats- und Gemeindewappen,

darunter eigene Zeichnungen, zeigte der Vortragende einen weitgespannten Bogen von der Entstehung, ihrer Ausformung und Bedeutung der Heraldik als eines Wissenschaftsgebietes von wesentlicher historischer, genealogischer wie auch kulturgeschichtlicher Relevanz.

Pb: NWH 15. 3. 1986 (gekürzt).

Hinweis: Dieser Bericht, der zur Abrundung des Themas auch einige in der anschließenden Diskussion angesprochene Beiträge miteinbezieht, erscheint hier in vollem Umfang, mit geringfügiger Korrektur. In sachlicher Hinsicht steht er im Einklang mit dem seit hundert Jahren bekanntesten und anerkannten, bereits in 17 Auflagen erschienenen Standardwerk „Wappenfibel, Handbuch der Heraldik“ (siehe Literatur). Der von der NWZ-Redaktion gekürzte Bericht fand seinerzeit nicht die Zustimmung des Vortragenden und veranlaßte ihn zu einer „Gegendarstellung“ in der NWH vom 19. 4. 1986, die sich indessen formell und inhaltlich selbst disqualifiziert, zumal sie sich in einigen Punkten im Widerspruch zu den heraldischen Regeln, wie sie in der zitierten „Wappenfibel“ niedergelegt sind, befindet und unzutreffende und unverständliche Äußerungen enthält.

Literatur: Wappenfibel, Handbuch der Heraldik, 17. Aufl., hg. vom „Herold“, Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften (Berlin), bearbeitet vom Herolds-Ausschuß der Deutschen Wappenrolle, Verlag Degener, Neustadt/Aisch 1981.

Oldenburg einst und jetzt (erster Teil)

281. Vortrag am 8. 3. 1986 von Oberingenieur Willy Schröder, Oldenburg

Fotografien sind unbestechliche Zeitdokumente, die auch in der Heimatforschung und Familiengeschichte ihren unverzichtbaren Platz haben. Die OGF hatte deshalb Oberingenieur Willy Schröder gebeten, mit einer zeitgeschichtlichen Bildserie aus seiner sechzigjährigen Fotografiertätigkeit Oldenburger Ansichten verschiedener Epochen vorzuführen und damit die Veränderungen im Stadtbild zu verdeutlichen.

Natürlich ist jeder Ort geschichtlichen und topografischen Änderungen unterworfen. So zeigt ein Vergleich Oldenburger Stadtpläne verschiedener Jahrhunderte, daß das weitverzweigte System der natürlichen und künstlichen Wasserzüge von Hunte, Haaren und Hausbäke im Vorfeld der Stadtanlage wie auch selbst innerhalb der Innenstadt immer wieder verlegt wurde, wie es gerade den Schutz- und Wehrvorstellungen, den Wohn- und Straßenverhältnissen wie auch den Notwendigkeiten von Stadterweiterungen entsprach. In jüngster Zeit wurden dabei weite Teile von Haaren und Hausbäke unterirdisch kanalisiert und damit unsichtbar. Das mittelalterliche Straßennetz ist in seiner Struktur zwar noch erhalten, auch blieb Oldenburg im Zweiten Weltkrieg vor größeren Zerstörungen bewahrt, aber es hat dennoch nach dem Kriege erhebliche stadtplanerische Veränderungen sowie gewiß nicht



immer notwendige Abbrüche seiner alten Bausubstanz hinnehmen müssen, so daß vieles seiner ursprünglichen Originalität verloren ging.

Die bedeutendste Veränderung im Innenstadtbereich vollzog sich im Bereich Stadtwall-Moslestraße-Stadtmuseum-Hertiebau. Welcher Oldenburger erinnerte sich wohl nicht mit gewisser Wehmut der einstigen romantischen Aussicht von der Heiligengeistbrücke auf die üppig blühenden Fliederbüsche vor dem Fachwerk-geschmückten Wübbenhorst-Haus an der Haarenpartie. Etwas weiter hin stand unter altem Baumbestand am Stadtgraben die ehemalige Villa Will (später Torfstreuverband Wirsing), daneben führte eine Fußgängerbrücke zur Moslestraße mit dem einstigen Offizierskasino, in späterer anderer Verwendung als „Heiliger Löffel“ bekannt. Dieser reizvolle Eindruck ist nüchternen Zweckbauten, moderner Straßenführung und verrohrten Wasserläufen gewichen. Der seit Kriegstagen die Gegend verschandelnde Hochbunker im Hintergrund vor der Bahnlinie konnte nach langer Zeit endlich beseitigt werden und einem gelungenen großen Verwaltungsbau Platz machen.

Bedauerlich sind dagegen manche Veränderungen am Stau, dem alten Hafen der Stadt, wo einst die seegehenden Schiffe festmachten und die Hausfrauen Stinte und anderen Fisch kauften. Das dortige Wehr über die Haaren wurde in mehreren Etappen immer weiter stromab verlegt und zuletzt mit einem Pumpenwerk ausgerüstet. Der gewonnene Platz vor dem alten Postamt war zu einem Rosengärtchen gestaltet, im Volksmund „Grabmal des unbekanntenen Architekten“ oder nach seinem Schöpfer „Chartoniade“ genannt, ist jedoch längst zu einem Parkplatz umfunktioniert.

Das gegenüber der Post gelegene Hotel de Russie, einst Oldenburgs angesehenstes Hotel, später als Handelshof bekannt, mußte einem unschönen Betonklotz weichen. Dagegen sind die beiden benachbarten Häuser von etwa 1800, die ehemalige Zuckerfabrik und das alte Zollgebäude (jetzt Hochbauamt), liebevoll renoviert. An der Ecke der Oldenburgischen Landesbank stand vorher der hübsche Bau des Landesgewerbemuseums. Ihm folgten eine Reihe kleiner Schifferhäuser, eine Fischbratküche und der Gasthof zum Grünen Baum, insgesamt eine reizvolle Kulisse zum Hafenbetrieb mit seinen vielen Schiffen an der Kaimauer und ihrem Lösch- und Ladevorgang. Heute stehen dort moderne große Gebäude, lediglich „Rose am Stau“ hat sich als altes Schifferhaus mit Schiffsbedarfshandel erhalten. Ein alter Kran als technisches Denkmal am Stau und der Mast der Schiffergesellschaft (Oldenburgs älteste Gesellschaft von 1574) weisen auf die Vergangenheit dieses Platzes hin. Der nicht unbedeutende heutige Warenumsatz hat sich weiter hunteabwärts verlagert.

Am Wendehafen befinden sich in bester Wohnlage nun große Wohnblocks und Bürohäuser auf dem Gelände („Doktorsklappe“) des früheren E-Werks und des zugehörigen Kohlenladeplatzes. Oldenburgs erstes Elektrizitätswerk (1892-1930) stand am Postwall hinter dem sogen. Postberg. Hier an der „Mühlhunte“ arbeiteten vordem mehrere Mühlen (Große Mühle, Sichtemühle), und über das polternde „rasende Wasser“ führte die „Hohe Brücke“, die



dann von der säulenverzierten Amalienbrücke abgelöst wurde. Etwa an der Stelle des jetzigen Springbrunnens bei der Post entstand Oldenburgs erste Badeanstalt.

In der Umgebung des Schlosses ist erfreulich viel wertvolle historische Bausubstanz erhalten und gepflegt. An der Nordseite der Schloßfreiheit, am heutigen Berliner Platz, wurden allerdings das Kavaliershaus, das Hoffinanzgebäude und der Marstall abgebrochen und damit die Ensemblewirkung zerstört. Die an ihre Stelle gesetzten Bankriesen und der Glaskasten der Badeanstalt sind auch nach heutiger Ansicht der Bürger keine passende und würdige Umgebung des Schlosses.

Der Marktplatz ist im vorigen und in diesem Jahrhundert mehrfach umgestaltet worden. Das alte Renaissance-Rathaus von 1635 wurde durch einen 1887 fertiggestellten Neubau in gotisierenden Formen ersetzt. Die Lambertikirche erhielt in den 1870er und 1880er Jahren fünf Türme. Die Nord- und Westseite des Marktplatzes säumen statt der alten Gasthäuser, Hotels und kleinen Einzelhandelsgeschäfte nun vor allem große Bankhäuser, Versicherungen und ein Warenhausriese. Aber zu ihren Füßen ist der Marktplatz nach wie vor ein Kommunikationszentrum für mancherlei kulturelle Veranstaltungen und vor allem für den Wochenmarkt sowie seit einer Reihe von Jahren in den Weihnachtswochen für den Lambertimarkt.

Städtebauliche Entwicklung vollzieht sich vor den Augen und unter dem Urteil des Bürgers. So wird jede Veränderung des Stadtbildes verständlicherweise von unterschiedlichen Meinungen begleitet. Insbesondere in der vergleichenden Rückschau wird deutlich, daß neben gelungenen Beispielen durchaus nicht alles geschickt war, was Architekten und Baufirmen in Oldenburg angerichtet haben. Der kritische Bürger, der sich hinsichtlich einer Heimatpflege und eines Traditionsbewußtseins eine besondere Sensibilität bewahrt hat, kann für manche törichten oder gar sträflichen Baumaßnahmen der Vergangenheit kein Verständnis aufbringen.

Inzwischen hat die Bevölkerung erfreulicherweise längst ein verstärktes Interesse und Gespür für die Erhaltung überkommener Kulturwerte entwickelt. Aber wir müssen sicher auch zukünftig sehr aufpassen, daß unsere historische Bausubstanz nicht weiterhin durch Unachtsamkeit, Leichtsinn, Torheit, Profitgier und falsch verstandenes Modernisierungsstreben gefährdet wird. Es war der reine Hohn, als man vor Jahren das repräsentative alte Gebäude der Landesversicherungsanstalt an der Huntestraße trotz Einspruchs durch ein „modernes“ Hochhaus ersetzte und damit auch den eingemeißelten Spruch vernichtete:

„Nur das Gute bleibt bestehen,
das Schlechte muß zugrunde gehen.“

Möge dieser „Stein des Anstoßes“ als Leitsatz bei allen zukünftigen städtebaulichen Veränderungen in vernünftiger Weise Berücksichtigung finden.

Pb: NWH 19. 4. 1986.

Vgl. Vorträge 283 und 293.

Die bedeutende norddeutsche Gartenkünstlerfamilie Bosse und ihr Wirken im Oldenburgischen im 18. und 19. Jahrhundert

282. Vortrag am 19. 4. 1986 von Diplom-Ingenieur Eberhard Pühl, Westerstede

Da die Bosses mehrere Generationen hindurch als verdienstvolle Hofgärtner in fürstlichen Diensten standen, hob der Vortragende einleitend den hohen Rang der einstigen Hofgärtner hervor, die als Gartenleiter vielfältige Aufgaben versahen: Gartenentwurf, Organisationsleitung, Betreuung der Zier- und Nutzgärten; sie besaßen durchweg umfassende botanische Kenntnisse, u. U. mit fachschriftstellerischen wissenschaftlichen Ambitionen. Ihre soziale Stellung entsprach einem gehobenen Niveau mit anspruchsvollem Lebensstil.

Mit der Gründung des Herzogtums im Jahre 1773 rückte Oldenburg wieder in das Licht einer eigenen Geschichte. Aber erst der zweite oldenburgische Herzog, Peter Friedrich Ludwig, verlegte die Residenz mit seinem Regierungsantritt 1785 nach Oldenburg. Er war auf seine neuen Aufgaben gründlich vorbereitet und hatte in den vorhergehenden Jahren bereits die Wiederherstellung des Oldenburger Schlosses sowie den Ausbau des in seinen Besitz gebrachten Rasteder Schlosses in klassizistischen Formen betrieben. Zur Residenz gehörte nach damaligem Verständnis auch eine repräsentative Gartenanlage, wofür er durch seine Beobachtungen während einer Englandreise wichtige Anregungen mitbrachte. Die Anlage eines sogen. Englischen Landschaftsgartens war zu einem wesentlichen Element der damaligen aristokratischen Lebensphilosophie geworden.

Mit der Gestaltung der Rasteder Parkanlage, die bereits 1785 eine große Faszination ausübte und die somit zu den ganz frühen Beispielen eines klassischen Landschaftsgartens in Norddeutschland zählt, wird die Familie Bosse in Oldenburg heimisch. Es ist Carl Ferdinand Bosse (1755-1793), der sich in den berühmtesten Gärten Deutschlands (Braunschweig, Wilhelmshöhe) sowie in England ausgebildet hatte und nun 1784 als Hofgärtner nach Rastede berufen wird. Schon sein Großvater Andreas Christoph Bosse (* 1682) ist als Gärtner bei dem Geheimen Rat von der Asseburg zu Neindorf bei Oschersleben bezeugt, und der Vater Johann Ludwig Bosse (1716-1775) war Hofgärtner in Wolfenbüttel unter Herzog Carl I. von Braunschweig. Carl Ferdinand Bosse war die letzten Lebensjahre (1790-93) auch in Diensten des Freiherrn zu Inn- und Knyphausen in Lütetsburg bei Norden (Ostfriesland) und schuf dort einen der schönsten und besterhaltenen Landschaftsgärten des frühromantischen Stils von einmaliger Größe und Qualität.

Nach dem frühen Tode Carl Ferdinands trat noch im gleichen Jahre 1793 sein jüngerer Halbbruder Christian Ludwig Bosse (1771-1832), der gärtnerische Erfahrungen aus Dresden und Wilhelmshöhe mitbrachte, die Nachfolge als Hofgärtner zu Rastede an. Da er zudem die Witwe seines Bruders heiratete, wuchsen die Kinder aus beiden Ehen als Halbgeschwister auf.



Neben seinen Aufgaben im herzoglichen Garten Rastede blieb Ludwig Bosse genügend Zeit, 1802 vom Bremer Senat einen Auftrag zur Neugestaltung der dortigen Wallanlagen anzunehmen. Er wurde auch zur Schaffung privater Gärten für die großen Landhäuser Bremer Kaufleute herangezogen. Seine guten finanziellen Verhältnisse erlaubten ihm 1805, in Rastede Neusüdende 20 ha Heideland anzukaufen und dort die erste Handelsgärtnerei im Ammerland einzurichten. Ludwig Bosse ist somit der Begründer der berühmten Ammerländer Baumschulentradition und hat schon damals als erster mit Rhododendronkulturen begonnen.

Seit 1807 wurde er außerdem mit der Anlage des Oldenburger Schloßgartens betraut. Als jedoch der Herzog 1811 vor den anrückenden Franzosen das Land verließ, quittierte Bosse seinen Dienst. In der Franzosenzeit wurde er als beeidigter Landvermesser eingesetzt. Nach der Rückkehr des Herzogs lehnte er eine Wiedereinstellung als Hofgärtner ab, da er eine freie Tätigkeit vorzog. Seine erfolgreichen Kultivierungsarbeiten in Neusüdende erregten indessen die Aufmerksamkeit des Herzogs, und er konnte Bosse immerhin für die Planung und Leitung von Landeskulturarbeiten und Aufforstungsprogrammen einsetzen.

Die Handelsgärtnerei brachte trotz offensichtlicher Erfolge nicht immer den gewünschten Gewinn, und so waren Bosses letzte Lebensjahre von drückenden Lasten und Sorgen überschattet. Nach seinem Tode 1832 wurde der Betrieb vom Schwiegersohn Hugo Walther weitergeführt und 1887 an Deus verkauft.

Mit Carl Ferdinands Sohn Julius Bosse (1788-1864) tritt 1814 das dritte Familienmitglied als Hofgärtner in herzoglich oldenburgische Dienste. Er hatte eine glänzende Ausbildung genossen, war bereits als Achtzehnjähriger im bedeutenden Botanischen Garten in Berlin-Schöneberg angestellt, trat dort mit angesehenen Fachgelehrten in Verbindung und erhielt Gelegenheit zu einer wissenschaftlichen Fortbildung. Er vervollkommnete seine Kenntnisse dann in den Königlichen Gärten in Potsdam, war zeitweise zu Hause in Rastede Neusüdende sowie im Königlichem Garten in Kassel und beim Freiherrn zu Inn- und Knyphausen in Lütetsburg tätig, bis er 1814 eine Berufung als Hofgärtner in Oldenburg annahm.

Mit der Einstellung von Julius Bosse wurde der Sitz der Hofgärtnerei von Rastede nach Oldenburg verlegt mit eigener Gartenverwaltung, zu deren Aufgabenbereich der Schloßgarten, die Grünflächen am Schloß, ab 1819 der Garten des Prinzenpalais, die Wallanlagen und das Everstenholz gehörten. Bosses Hauptaufgabe blieb 42 Jahre hindurch die Anlage, Pflege und Vervollständigung des Schloßgartens, der als Landschaftspark, als sogen. englischer Wandergarten geplant und auch dem Bürger geöffnet war. Wesentlich war die Führung der Wege, z. B. an der Hunte, mit reizvollen Ausblicken in die Landschaft, auf die Stadt, auf die Villen an der Gartenstraße, auf Dorf und Kirche Osternburg, auf Wiesen mit weidendem Vieh und entfernte Bauernhöfe. Wichtige Gestaltungselemente sind die Gebäude: Hofgärtnerhaus, Torhaus und Pavillon. Auf Julius Bosse geht auch der Blumengarten zurück.

Zu seinen weiteren Arbeiten gehören der Palaisgarten hinter dem Prinzenpalais am Damm, die Einrichtung der Wallanlagen, die Gestaltung des kleinen Schloßgartens in Jever, der Anlagen in Dreierbergen am Zwischenahner Meer und des Kurgartens auf Wangerooge. Neben dieser praktischen Tätigkeit lagen ihm aber auch wissenschaftlich-theoretische Aufgaben am Herzen. Außer kleineren fachschriftstellerischen Beiträgen hat ihn vor allem sein dreibändiges „Handbuch der Blumengärtnerei“ bekannt gemacht, das mehrere Auflagen erlebte. So hat es auch an Auszeichnungen und Ehrungen dieses verdienstvollen Mannes nicht gefehlt, der in der Oldenburger Gesellschaft eine geachtete Stellung einnahm.

Von ähnlicher Bedeutung war sein jüngerer Halbbruder Gottlieb Bosse (1799-1885), der aber fern der Heimat als Gartendirektor zu Ratiboric in Böhmen bei der Herzogin von Sagan wirkte und sich daneben auch durch seine Aufzeichnungen über die Bosses verdient machte. Die familiengeschichtlichen Untersuchungen setzte Wilhelm Tappenbeck später fort.

Eberhard Pühl, der in seiner beruflichen Tätigkeit gartendenkmalpflegerische Aufgaben (u. a. in Oldenburg) versieht, erwies sich als spezieller Sachkenner der historischen Entwicklung der Gartenkunst. Das Gesamtwerk der durch zwei Jahrhunderte als Landschaftsplaner, Gartenkünstler und als botanische Fachschriftsteller hervorragenden und auch für Oldenburg wichtigen Familie Bosse verstand er seinen zahlreichen Zuhörern mit biographischen Einzelheiten nahezubringen und mit interessanten Lichtbildern von den Bosse'schen Wirkungsstätten zu belegen, insgesamt eine für Oldenburg wertvolle Forschungsarbeit.

Pb: NWH 17. 5. 1986.

Literatur: Eberhard Pühl: Julius Bosse, Einem bedeutenden Gartenkünstler und Botaniker der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu seinem 120. Todestag, in der Zeitschrift „Das Gartenamt“, Jg. 33 (1984), S. 471-478. - Hinweis: Ein umfassender Beitrag des inzwischen zum Dr.-Ing. promovierten Autors über die Familie Bosse für die „Oldenburgische Familienkunde“ befindet sich in Vorbereitung.

Oldenburg einst und jetzt (zweiter Teil)

283. Vortrag am 18. 10. 1986 von Oberingenieur Willy Schröder, Oldenburg
Schröders Fotografierfreudigkeit über 60 Jahre hindurch setzt ihn heute in die Lage, längst historische Fotografien mit zeitgenössischen Aufnahmen zu vergleichen und somit am Objekt die eingetretenen Veränderungen zu demonstrieren. In der Ausübung seiner Aufgabe steigt Schröder trotz hohen Alters noch gern auf Türme, Hochhäuser und Baustellen, um Rundblicke und umfassende Übersichten zu fotografieren. Der reizvolle Blick über die Dächer mit der Silhouette von Oldenburgs Türmen, auch bis hin zur Autobahnbrücke über die Hunte bei Blankenburg, zeigt deutlich Oldenburgs Charakter als eine Stadt im Grünen.



Im Oldenburger Hafen am Stau fuhren die Schiffe einst bis kurz vor die Ritterstraße, und an der Kaimauer fand lebhafter Handel statt. Vor „Rose am Stau“ vermittelte ein Fährmann die kurze Fahrt zum jenseitigen Ufer der Neuen Huntestraße. In mehreren Etappen wurde der Hafen und das Stauwerk immer weiter ostwärts verlegt, um großzügigen Straßenplanungen Raum zu geben. Am Wendehafen, wo auf dem Gelände der „Doktorsklappe“ einst Baustoffe lagerten und sich das alte Elektrizitätswerk befand, ist stattdessen ein neues stadtnahes Wohnviertel über dem Sporthafen entstanden. Hinter dieser Anlage führt in elegantem Bogen die neue Amalienbrücke über den Küstenkanal, die 1980 die bisherige Hubbrücke von 1926 ersetzte. Aber auch deren Vorläufer, eine hölzerne Klappbrücke, konnte im Bild gezeigt werden. Ebenfalls die ehemalige steinernde Cäcilienbrücke, die den alten Huntearm in zwei Bogen überspannte, mußte einer Klappbrücke weichen, als mit dem Bau des Küstenkanals hohe Schiffe hier vorbeikamen. 1926 wurde diese wiederum durch die noch heute benutzte Cäcilienbrücke als derzeit größte Hubbrücke Europas mit 40 m Spannweite abgelöst.

Von dort richtet sich der Blick auf Schloß und Stadtzentrum. Das Eckhaus Damm 2, das im Zuge neuer Bauplanungen leider abgerissen wurde, hatte eine wechselvolle Vergangenheit: 1793 erbaut, wurde hier 1801 die erste staatliche Post eingerichtet. Später nahm das Gebäude die Cäcilienbrücke auf und diente danach als Geschäftshaus.

Erhebliche Veränderungen infolge dringender Verkehrsplanungen brachte die Anlegung des neuen Schloßwalles. Das Elisabeth-Anna-Palais wurde dabei um den Küchenflügel verkleinert und erhielt einen neuen, unorganischen, häßlichen Haupteingang. Die Torzugänge zum Paradewall wurden geopfert und der Schloßgarteneingang zurückverlegt, wobei allerdings der historische Pulverturm mehr ins Blickfeld rückte.

In der Innenstadt mit ihren zahlreichen Geschäftshäusern äußert sich unsere schnellelebige Zeit in Form von Gestaltungsfortschritt und Modernisierungstendenz am deutlichsten. Aber durchaus nicht alle Beispiele dürfen als gelungen gelten. Noch heute bedauert man den Abriß des Jugendstil-Kaufhauses Gehrels, Ecke Achternstraße/Staustraße, wo der Nachfolgebau von Neckermann auch längst wieder umgestaltet und neuer Verwendung zugeführt werden mußte. In der Langen Straße wurden dem Kaufhaus Brenninkmeyer gleich mehrere historische Bürgerhäuser geopfert, die noch große Tordurchfahrten für Pferdewagen bis zu den Hintergrundstücken besaßen.

Fortschritt wird wohl immer mit Opfern erkaufte. So ist der zwischen Langer Straße und Mottenstraße angelegte reizvolle „Herbartgang“ als erfreuliche städtebauliche Leistung zu werten; aber der Oldenburger trauert dennoch um die Beseitigung des dort ehemals befindlichen hübschen Fachwerkhäuses, das als Herbart's Geburtshaus galt.

Gegenüber vermißt man heute den „Stedinger Hof“, einstmals beliebte Gaststätte. Davor, an „Leffers Ecke“ (früher „Schäffers Ecke“), fehlt auch längst der große Kandelaber, aber die Nachtwächterfigur von dort wurde gerettet und im Ratskeller angebracht.

Obwohl Oldenburg von keinen nennenswerten Kriegsschäden betroffen wurde, sind die in vier Jahrzehnten seit Kriegsende vorgenommenen Veränderungen in Oldenburgs Stadtbild doch mannigfach und gravierend, wie durch Vergleiche von historischen mit heutigen Bildern zu belegen ist. So manch geschichtliches Bauwerk ist verschwunden, manch vertraute Häuserzeile mußte modernen Fassaden weichen, manch traulichen Winkel von ehemals sucht man heute vergebens. Nicht jeder Neubau scheint den Planern und Baumeistern gelungen, Modernisierungen von Geschäftshäusern wie auch von öffentlichen Gebäuden sind nicht immer behutsam erfolgt.

Der Vortragende hielt sich mit eigener Kritik weitgehend zurück, er stellte vielmehr „einst und jetzt“ nebeneinander und überließ dem Betrachter seine eigene Meinungsbildung. Glücklicherweise hat in den letzten Jahren eine Besinnung auf die überkommenen Werte und Traditionen stattgefunden. Man muß hoffen, daß bei aller Fortschrittsgläubigkeit unsere erhaltenswerte Bausubstanz nicht einem übertriebenen Modernisierungswillen zum Opfer fällt, sondern von den verantwortlichen Stellen in erhöhtem Maße gehegt und gepflegt wird. Denn die Oldenburger lieben ihre Stadt!

Pb: NWH 15. 11. 1986.

Vgl. Vorträge 281 und 293.

Kloster Hude, eine Zisterzienser-Abtei im Oldenburger Lande

284. Vortrag am 15. 11. 1986 von Konrektor i. R. Walter Janßen-Holldiek, Oldenburg

Die Ruinen des ehemaligen Zisterzienserklosters Hude haben immer wieder Historiker, Dichter, Maler, Baumeister und Archäologen in ihren Bann gezogen und geben Zeugnis von der hervorragenden Stellung Hudes unter den einstigen Klöstern Oldenburgs. Die Gründung des Klosters geschah während einer großen Reformbewegung des Mittelalters, als die Zisterzienser der Verweltlichung der Benediktiner und ihrer Einbindung in die Politik entgegentraten. Vom Kloster Citeaux in Südfrankreich ausgehend, erreichte über Morimont, Altenberg und Mariantal bei Helmstedt mit Hude eine Ordensgründung auch unseren Raum.

Ursprünglich war dies Kloster nach der Ermordung des Palästina-Heimkehrers Graf Christian von Oldenburg 1192 in Bergedorf an der Welse zur Sühne vom Oldenburger Grafenhaus als Benediktinerinnenkloster gegründet worden. Der Platz erwies sich jedoch als ungeeignet, und alsbald überließen die Nonnen den Zisterziensermönchen aus Mariantal ihre Siedlung, die sie im Jahre 1232 an einen buschreichen Hüteplatz an der Berne verlegten. Hier bot die Landschaft alle wichtigen Voraussetzungen zum Siedeln: fruchtbaren Boden, Wald für Nutzholz und Ziegelbrennen, Lehm für Bausteine, Pfannen und Töpferei und schließlich Wasser zum Betrieb von Wassermühlen. Das Kloster wurde der Gottesmutter geweiht und *Portus Sanctae Mariae* (Zufluchtsort zur Hl. Maria, Marienhaf) genannt.



Obwohl der Orden ein gottergebenes Leben („arm und fleißig“) in zurückgezogener Einsamkeit ohne äußere Prachtentfaltung vorschrieb, wurde Hude doch von Anfang an, insbesondere nach der Niederlage der Stedinger 1234, mit Stiftungen und Landschenkungen reichlich ausgestattet. So war die neue Gründung bald mit zahlreichen Ländereien, Vorwerken und Einkünften begütert und besaß städtische Höfe in Bremen, Oldenburg und Wildeshausen. Daher erlebte das Kloster eine frühe Blütezeit, die sich vor allem in seiner Baukunst offenbarte. Bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand in Hude eine großartige frühgotische Klosteranlage, die stilistisch mit gleichzeitigen Zisterzienserbauten, wie z. B. in Loccum, Riddagshausen und Walkenried, verwandt war. Die Kirche entsprach der schlichten Baugesinnung des Ordens: kein Turm, keine Bilder, keine Malereien, kein wertvolles Gerät und Verzicht auf kostbare Baustoffe. Stattdessen führten die Huder Mönche in unserem Raum als Baumaterial die Verwendung von Ziegelsteinen aus eigener Herstellung ein, wobei sie eine große Fertigkeit in der Gestaltung von plastischen Formsteinen und Glasursteinen zur Belebung der Pfeiler und Wandflächen entwickelten. So entstand eine hochaufragende dreischiffige Backsteinkirche, deren edle Formen durch die in Kreuzrippengewölbe auslaufenden Pfeiler geprägt war. Die Abteikirche war von zahlreichen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden umgeben und die Anlage von einer Mauer umschlossen, deren Eingang sich bei der ehemaligen Torkapelle aus dem 14. Jahrhundert, der heutigen Elisabethkirche, befand.

Getragen von einer großen Begeisterung für die damaligen geistig-religiösen Anschauungen und Ziele, waren es vorwiegend junge Leute, die von den Klöstern angezogen wurden, um als Mönche in der Gemeinschaft und Nachfolge Jesu ihr Dasein zu verbringen und den Geist der Jüngerschar zu erleben. Der bedeutende Aufschwung der Zisterzienser beruhte vor allem auf ihrer hervorragenden landwirtschaftlichen und handwerklichen Tätigkeit. In Hude bildeten weitere Faktoren ihres Wirtschaftslebens sicher auch der Ziegeleibetrieb sowie die Erzeugnisse der Weberei (Tuche).

Unter den Patern sind die Söhne vieler Adelsfamilien der Umgebung zu finden. Die Tracht der Zisterziensermönche ist eine weiße Kutte mit schwarzem Skapulier (Schulterkleid mit Kapuze), im Chor eine weiße Kukulie (weiter Mantel). In ihrer Arbeit wurden die Mönche von den Laienbrüdern (Konversen) unterstützt, die eine dunkelbraune Kutte trugen. Erst in heutiger Zeit gilt die Arbeit der Zisterzienser auch der Seelsorge und dem Unterricht.

Von etwa 1250 bis 1450 hat das Kloster Hude als Zentrum eines religiösen Lebens, der geistigen Kultur, des künstlerischen Schaffens und der handwerklichen Kunst auf die Umgebung einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Politische Veränderungen und ein allgemein zu beobachtender Niedergang mönchischen Lebens leiteten das Ende des Klosters ein. Mit der Eroberung Delmenhorsts 1482 war der Bischof von Münster neuer Landesherr geworden und drangsalierte die Mönche. Die Oldenburger Grafen aber beanspruchten weiterhin das ihnen zustehende Patronatsrecht des Klosters Hude, wo sich auch ihre gräfliche Grablege befand. Die sich überschneidenden Machtver-

hältnisse griffen auch auf den Klosterkonvent mit zwei entsprechenden Parteien über.

Neue Unruhen brachte die Reformation. 1530 floh der protestantisch gesonnene Abt Liborius Lippeken mit seinen Anhängern nach Bremen. Der münstersche Bischof nahm schließlich 1533 das Kloster unter dem Vorwand des Verfalls der Klosterzucht in Besitz, fand die letzten Mönche durch Renten oder Klosterhöfe ab und beauftragte seinen Drost Wilke Steding mit dem Abbruch der Klostergebäude. So fielen zuerst Kirche, Kreuzgang und Vorwerk der Zerstörung zum Opfer. Eine Klage Graf Antons von Oldenburg beim Reichskammergericht brachte zwar 1573 die Entscheidung zur Wiederherstellung des Klosters. Aber der als Kirchenräuber bekannte Graf, seit 1547 wieder rechtmäßiger Landesherr, überließ das Kloster Hude weiterhin dem Zerfall, und dieses diente noch lange als bequemer Steinbruch bei Reparaturen an Kirchtürmen und Bauernhäusern der Umgebung.

Glücklicherweise sind damals jedenfalls die Klosterurkunden nach Oldenburg ins gräfliche Archiv gerettet worden. Sie bilden heute noch einen ansehnlichen Bestand von 363 Dokumenten. Möglicherweise stammt auch eine jetzt in der Landesbibliothek aufbewahrte lateinische Bibel von 1431 aus dem Huder Klosterbesitz.

Die Klostergüter nahm der Oldenburger Graf in seine Obhut und richtete im Abthause ein gräfliches Jagdhaus ein. 1683 übernahm das Vorwerk Hude der Jägermeister Kurt Veit von Witzleben, zunächst in Pacht, seit 1687 als Eigentum. Nach 300 Jahren sind seine Nachkommen noch heute im Besitz des Gutes wie auch der Klosterruine, deren Bestandssicherung seit einigen Jahren von der staatlichen Denkmalschutzbehörde betrieben wird. Ihrer Erforschung und Pflege hat sich ein tätiger Verein „Freunde des Klosters Hude“ angenommen.

Pb: NWH 20. 12. 1986.

Literatur: Georg Sello: Das Cisterzienserkloster Hude bei Oldenburg, Oldenburg 1895. - Walter Janßen-Holldiek: 650 Jahre St.-Elisabeth-Kirche zu Hude (in „Leuchtfeuer“ 25. 4. 1981 NWZ sowie in Festschrift „Die Glocke“ Nr. 3/4, Hude 1980). - Ders.: Das Kloster der Zisterziensermönche in Hude (in „Von Hus un Heimat“, Juli 1986, Beilage zum Delmenhorster Kreisblatt).

Historische Wanderung durch die Bauerschaft Etzhorn, Geschichte und Geschichten

285. Vortrag am 10. 1. 1987 von Dr. Heinrich Munderloh, Oldenburg

Dieser Lichterbildervortrag behandelte ein Gebiet, das der Vortragende bereits 1955 zum Gegenstand einer umfassenden historischen Veröffentlichung gemacht hat. Da es sich um ein ursprüngliches Bauernland handelt, das durch seine alten Höfe dargestellt werden sollte, trug Dr. Munderloh unter lebhafter Resonanz seinen Bericht in plattdeutscher Sprache vor.

Etzhorn mit seinen reithgedeckten Fachwerkhäusern und hübschen Gutsgebäuden, mit dem traditionsreichen Etzhorner Krug sowie der gemütlichen Etzhorner Bauernstube galt Oldenburger Gästen einst als beliebtes Ausflugsziel inmitten einer in großartigen Waldstücken, üppigen Felder und saftigen Wiesen wechselnden Landschaft am Hang der Ammerländer Geest, der die unterschiedlichen Landschaftsformen von Geest und benachbarten Moorflächen so deutlich werden läßt. Auch heute noch hat sich dort glücklicherweise ein Stück Natur erhalten, wennzwar von der Autobahnlinie unbarmherzig durchschnitten und von Industrie und städtischer Bebauung längst erreicht.

Die Bauerschaft Etzhorn, die auf mittelalterliche und vorgeschichtliche Siedlungen zurückgeht, umfaßte bis um 1600 außer dem Etzhorner Krug nur die elf alten Höfe der sogen. Hausleute in den Dörfern Etzhorn (mit vier Höfen), Wahnbek (drei), Ipwege (drei) und Buttell (Einzelhof). In den folgenden Jahrhunderten bauten sich zahlreiche Neusiedler (Köter) an; es entstanden ganz neue Dörfer: Nadorst ab 1670, Ipwegermoor ab 1858, Ofenerdiek ab 1921. Die Zahl der Köterstellen stieg unaufhaltsam an. Waren es 1667 beim Tode Graf Anton Günthers erst 8 Köter, so wuchs ihre Zahl in hundert Jahren am Ende der Dänenzeit (1773) auf 62, um sich dann in wiederum weiteren hundert Jahren (1873) auf 140 Köter und Anbauer zu erhöhen.

Trotz dieser Entwicklung behielt die Gruppe der elf Hausleute, da sie durch die Größe ihrer Höfe wirtschaftlich weitaus besser gestellt war, lange Zeit die Oberhand. Ihre prominente Bedeutung reicht bis in unser Jahrhundert hinein, und so widmete sich der Vortragende vorrangig ihrer Darstellung. Die Familien der „eingesessenen Hausleute“ sind teilweise bereits seit dem Mittelalter namentlich belegt. Das Ackerland besaßen sie in bester Lage bei ihren Häusern in Dorfnähe. Weiter hatten sie Anteile an Wald und Moor, während sich ihr Wiesen- und Weideland jenseits der Hunte bei der Blankenburger Klostermark befand. Die Hunte war früher an seichten Stellen mit Pferd und Wagen für den Heutransport passierbar, so daß der Umweg über Oldenburg entfiel.

Großen wirtschaftlichen Erfolg hatten mehrere Hausleute mit dem Betrieb von Brennereien, zuerst 1807 Hullmann in Etzhorn, dem der Nachbar Hilbers 1846 folgte. Auch auf dem Gut Etzhorn und bei dem Köter Oldejohanns sowie bei allen drei Ipweger Hausleuten wurde Schnapsbrennerei betrieben. Von allen Erzeugnissen hat der „Hullmannsche“ wohl den besten Ruf und größten Umsatz erlangt. Mit der Schnapsfabrikation hingen Land- und Viehwirtschaft (Mastbetrieb) eng zusammen.

Eine führende Position nahm die Familie Hullmann in Etzhorn ein. Sie konnte zahlreiche Landstellen erwerben, so daß ein Gutsbetrieb von ostelbischen Ausmaßen mit einem schloßartigen Wohnhaus, mit ansehnlichem Park, umfangreichen modernen Fabrikations- und Wirtschaftsgebäuden entstand. Gustav Hullmann (1870-1944), die „Seele“ dieses Imperiums, der auch ein Förderer des Oldenburger Reitervereins, Mitinitiator des Ohmsteder Rennplatzes sowie Präsident des Pferdezüchterverbandes war, ist bis heute unvergessen.

Eine wechselvolle Geschichte hatte der alte Etzhorner Helmershof, der 1686 in den Besitz der vermögenden Oldenburger Rats- und Kaufmannsfamilie Neuenburg kam, die das bäuerliche Anwesen in einen ansehnlichen Gutsbetrieb verwandelte. Bald nach 1720 wird die Amtmannsfamilie Schreiber (später geadelt von Schreeb) neuer Besitzer des Gutes. Ihr folgen verschiedene hohe oldenburgische Beamte, so 1805 ein Leutnant v. Jägersfeld, ein Schwager des Sohnes von Feldmarschall Blücher, und von 1814 bis 1836 ein Kaufmann Macnamara, angeblich britischer Konsul, eine geheimnisvolle Persönlichkeit, deren Rätsel bisher ungelöst blieb.

Der schon genannte Hilbershof und die einstige „Etzhorner Bauernstube“ (ehemals Harms) sind weitere Etzhorner Hausmannsstellen. In Wahnbek gab es deren drei: Wienken, Oldejohanns und Klockgether, von denen die beiden letzteren von Hullmann aufgekauft wurden. Auch in Ipwege waren drei Hausleute: Janßen, Hillen und Röben, die sich alle der Branntweinbrennerei widmeten.

Der elfte und letzte Hausmann ist in Buttell ansässig. Es ist ein „Einzelhof“, dessen Bewohner sich „tom Buttell“ oder „zum Buttell“ nannten. 1794 kam mit dem Schwiegersohn Hilbers ein neuer Name auf den Hof. In Nebenlinien blüht die Familie zum Buttell noch heute, z. T. unter dem Namen Buttellmann. Ein 1644 geborener Sohn des Stammhauses wurde Pastor und schrieb sich Friedrich von Buttell oder Fredericus Buttellicus. Unter seinen Nachkommen befinden sich mehrere Pastoren, vermögende Kaufherren und Juristen, so Christian Diedrich von Buttell, 1849-1851 Ministerpräsident in Oldenburg.

Pb: NWH 21. 2. 1987.

Literatur: Heinrich Munderloh: Die Bauerschaft Etzhorn, Hannover 1955.

Von Widukind bis Wilhelm Flor, wichtige Personen und Ereignisse in 1200 Jahren oldenburgischer Kirchengeschichte

286. Vortrag am 7. 2. 1987 von Pfarrer i. R. Hans von Seggern, Oldenburg

Der in fünf Abschnitte gegliederte Vortrag führte mit der ersten Station in die frühe Missionszeit vor 1200 Jahren, als unsere Heimat die erste Berührung mit dem Christentum erfuhr. Es war der aus Nordengland stammende, von der irischschottischen Mission geprägte Willehad, der als Bischof von Bremen am 1. November 789 den Bremer Dom weihte. Noch im selben Jahr starb Willehad auf einer Visitationsreise in Blexen. Mit der Überlieferung dieser Nachrichten vom Wirken Willehads während seiner Missionstätigkeit im Unterwesergebiet tritt unsere Heimat zum erstenmal mit exakten schriftlichen Darstellungen in das Licht der Geschichte.

Kurz vorher hatte Karl der Große den erbitterten Widerstand des in Wildeshausen begüterten Herzogs Widukind gebrochen. Die zu Weihnachten 785 vollzogene Taufe Widukinds hielt Karl der Große für ein so bedeutsames Ereignis, daß er es drei Tage lang feiern ließ. Widukinds Enkel Graf Waltbert



machte Wildeshausen zum ersten geistlichen Mittelpunkt im Lande und überführte 850 hierher die Gebeine des Heiligen Alexander. Zu einer Bistumsgründung ist es in unserem Raume allerdings in der Folge nicht gekommen. Neben den Klöstern Rastede und Hude erlangten später allenfalls die Kollegiatstifter Oldenburg und Delmenhorst gewisse Bedeutung.

In Südoldenburg wurde Visbek zur ersten Missionszelle, die Gerbert Castus auf eigenen Besitzungen um 800 gegründet hatte. Visbek wurde aber schon 855 Kloster Corvey übertragen. Gerbert war ein Freund des Sachsen- und Friesenapostels Ludger, des ersten Bischofs von Münster. Blexen und Visbek werden als die Ursparreien angesehen, von denen aus die weitere Christianisierung Nord- bzw. Südoldenburgs seinen Fortgang nahm.

Die zweite Phase ist kurz nach 1000 die Zeit des Kirchbaus. Erzbischof Adalbert von Bremen, zeitweise auch im politischen Amt als Reichsverweser tätig, war die damals überragende Gestalt, die zugunsten des Patriarchats des Nordens selbst die Papstwürde ablehnte. In seiner Epoche wurden zahlreiche Kirchen auf oldenburgischem Boden gegründet: um 1050 in Ganderkesee, 1057 in Wiefelstede, 1059 in Rastede, denen bald weitere Gemeinden folgten. Hatten die ersten Missionare noch durchweg Holzkirchen errichtet, wie durch archäologische Untersuchungen bestätigt wurde, so entstanden nun wuchtige, aus mächtigen Findlingsquadern gebaute romanische Kirchen. Sie sind heutigen Tags noch Zeugen erstaunlicher Bauleistung und sichtbare Denkmäler der Kirchengeschichte unseres Landes, ein Eindruck, der sich in bedeutenden Städten Norddeutschlands, wie in Münster, Osnabrück, Soest, Paderborn, Hildesheim oder Goslar, verstärkt fortsetzt. Die Bischöfe, die hier als Bauherren auftraten, so z. B. Bernward und Godehard von Hildesheim, Benno von Osnabrück, Meinwerk von Paderborn und Adalbert von Bremen, waren auch Ratgeber und Freunde der Ottonen- und Salierkaiser. Ihre Ausstrahlung reicht bis in unser Gebiet.

War das oldenburgische Kirchenwesen im Mittelalter noch auf Bremen ausgerichtet bzw. von dort abhängig, so geschieht in der dritten Phase, in der Reformationszeit, die Ausbildung zur selbständigen Landeskirche Oldenburg. Während die Grafen, die bald der lutherischen Lehre zustimmten und dabei durch Einziehung des Kirchenguts vor allem den eigenen Vorteil suchten, sich anfangs mit kirchenorganisatorischen Maßnahmen zurückhielten, ging zunächst alle Veränderung des neuen Glaubens von den jungen Pastoren aus, die aus Wittenberg in unser Land zurückkehrten. Dabei soll angeblich Pastor Johannes Hoddersen in Hammelwarden die erste plattdeutsche Bibelübersetzung besorgt haben.

Für Südoldenburg gilt Hermann Bonus aus Quakenbrück, Superintendent in Lübeck, als Reformator. 1543 verfaßte er die reformatorische Kirchenordnung im Stift Osnabrück. Dadurch wurden Südoldenburg, Wildeshausen und die Grafschaft Delmenhorst zuerst evangelisch geordnet. Südoldenburg wurde dann durch die Gegenreformation im Dreißigjährigen Krieg wieder katholisch.

Erst 1573 berief Graf Johann der Jüngere von Oldenburg zur Ordnung der



verworrenen Kirchenverhältnisse Hermann Hamelmann als Superintendenten, der noch im gleichen Jahr, zusammen mit Selnecker, die erste oldenburgische Kirchenordnung herausgab, die immerhin über 150 Jahre hindurch in Kraft blieb. Hamelmanns einzigartiger Persönlichkeit gelang in wenigen Jahren eine gründliche Neuordnung des gesamten Kirchenwesens im reformatorischen Sinne. Er machte sich auch als Autor der Oldenburgischen Chronik (1599 gedruckt) und anderer gelehrter Werke verdient.

Nun fand auch die kirchliche Kunst wieder vermehrt Eingang in die Kirchen, man denke nur an die Altarwerke und Kanzeln des Bildhauers Ludwig Münstermann oder etwas später an die Barockorgelwerke Arp Schnitgers. Im ganzen gesehen herrschte in unserem Land ein milder lutherischer Geist, der nicht zu Übertreibungen in Glaubensdingen neigte.

Zum Reformationszeitalter gehört auch die Persönlichkeit des Oldenburger Grafen Christoffer, der, theologisch vorgebildet, zunächst als Probst von St. Wilhadi zu Bremen geistliches Oberhaupt über die meisten oldenburgischen Kirchen war, dessen Neigung indessen mehr der Politik und Kriegskunst galt. Die vierte Station wird mit dem Zeitalter der Aufklärung erreicht, die bei uns vor allem durch den Herzog selbst, Peter Friedrich Ludwig, und, in kirchlicher Hinsicht, durch den von ihm 1789 nach Oldenburg als Generalsuperintendent berufenen, hochgebildeten und fähigen Esdras Heinrich Mutzenbecher bestimmt wurde. Dem „aufgeklärten“ religiösen Zeitgeist folgend sollte die christliche Lehre im Dienste einer Lebensverbesserung stehen und durch entsprechende Bildung gefördert werden. Mit seinen alles erneuernden religiösen und pädagogischen Absichten hat sich Mutzenbecher bei der konservativen bäuerlichen Bevölkerung nur schwer durchsetzen können, insbesondere die Einführung eines „modernen“ Gesangbuches 1791 führte zu Schwierigkeiten und die Wüstenländer in die Nähe einer Rebellion.

Der fünfte Abschnitt behandelte abschließend den sogen. Kirchenkampf im Dritten Reich und setzte insbesondere dem mutigen Auftreten des Reichsgerichtsrats Wilhelm Flor († 1938) ein ehrenvolles Gedenken. Einer bekannten oldenburgischen Familie entstammend, war er zunächst Mitglied der Oldenburger Kirchenleitung, ehe er 1931 an das höchste deutsche Gericht in Leipzig berufen wurde. Flor, der „ein klares, durch keinen Druck zu beugendes und durch keine Begeisterung zu verführendes Rechtsbewußtsein“ besaß, war oft „der herausragende Vertreter rechtlicher Einsprüche und damit der eigentliche Gegenspieler der neuen Männer an der Spitze der Reichskirche . . . Seine Bedeutung für die Bekennende Kirche war nicht geringer als die von Karl Barth.“ (Scholder) Er hat in jenen Jahren mit der Verfechtung seines Grundsatzes ‚Bekenntnis und Recht gehören in der Kirche untrennbar zusammen‘ sicher viel Schlimmes verhindert. So standen zwei Oldenburger in der vordersten Reihe im Kampf der Kirche, auf der evangelischen Seite: Flor, auf katholischer Seite: Bischof Clemens August von Galen zu Münster aus Dinklage.

Pastor von Seggern hat die schwierige Aufgabe, 1200 Jahre oldenburgischer Kirchengeschichte in einem knappen Vortrag anschaulich darzustellen, in



einer von Engagement und Sachkunde geprägten, aber auch mit Humor gewürzten Form gemeistert, die ihn zugleich als Kenner der Materie auswies.
Pb: NWH 21. 3. 1987.

Literatur: Hans von Seggern: Oldenburger Kirchengeschichte, Ein kurzer Überblick mit Angabe der wichtigsten Quellen und Bearbeitungen (im „Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte“, Band 56, 1958). - Klaus Scholder: Die Kirchen und das Dritte Reich, Band 2: Das Jahr der Ernüchterung 1934, Berlin 1985.

Die europäischen Verzweigungen des Hauses Oldenburg

287. Vortrag am 7. 3. 1987 von Fregattenkapitän a. D. Werner Barre, Schiffdorf

Die Geschichte der europäischen Staaten und Fürstentümer und so auch Oldenburgs ist nur verständlich unter Kenntnis der genealogischen Verflechtungen der Dynastengeschlechter als historische Konsequenz. Das Oldenburger Grafengeschlecht hat durch verwandtschaftliche Konstellationen einen beispiellosen Aufstieg erlebt und fand sich, mit mehreren Königskronen geschmückt, ebenbürtig neben den ersten Fürstenhäusern. Die Geschichte insbesondere der nordischen Staaten hat somit einen oldenburgischen Aspekt. Die seit Egilmar I. um 1100 nachgewiesenen Oldenburger Grafen beschränkten sich in ihrem Herrschaftsbereich bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts im wesentlichen auf die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Eine Wende brachte 1423 die Ehe Graf Dietrichs des Glückseligen mit Heilwig von Schauenburg, Schwester des Grafen Adolf VIII. von Schleswig-Holstein. Die drei Söhne dieser Verbindung, Christian, Moritz und Gerhard, erhielten in Gottorp am Hofe ihres Onkels eine angemessene Erziehung. Mit ihnen teilte sich das Haus Oldenburg in zwei Linien: Gerhard („der Mutige“) begründete die auf Oldenburg-Delmenhorst beschränkte Linie, die mit Graf Anton Günther 1667 erlosch.

Graf Christian von Oldenburg, dem durch Heirat der dänischen Königswitwe der Eintritt in die nordeuropäische Politik geglückt war, wurde auf Empfehlung Herzog Adolfs 1448 als Christian I. zum König von Dänemark gewählt. Bald danach erhielt er auch die Kronen von Norwegen und Schweden, allerdings ging der schwedische Thron 1471 wieder verloren. Geschichtlich bedeutungsvoll war 1452 Christians Wahl zum Landesherrn von Schleswig und Holstein nach dem Tode seines kinderlosen Onkels Adolf VIII. Die so geschaffene Personalunion zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein bestand bis 1863. Christian I. starb 1481 zu Kopenhagen, wo er zwei Jahre zuvor die Universität gegründet hatte.

Von seinen beiden Söhnen wurde Johann nun König von Dänemark, volkstümlich „König Hans“ genannt, und Friedrich nahm als Herzog seinen Sitz in Schloß Gottorp, bestieg aber nach der Vertreibung seines Neffen Christian II.



1523 als Friedrich I. selbst den dänischen Thron. Sein ältester Sohn Christian III. führte 1536 die Reformation ein und erzwang in der sog. Grafenfehde die Vorherrschaft Dänemarks in der Ostsee. Sein Bruder Adolf (1526-1586) erhielt Gottorp und wurde der Ahnherr der späteren russischen Zaren und der Oldenburger Herzöge.

Auf dem dänischen Königsthron folgen nun bis 1839 abwechselnd Friedrich und Christian in neun Generationen stets vom Vater auf den Sohn. Unter ihnen ist Christian IV., ein Zeitgenosse Graf Anton Günthers und des dreißigjährigen Krieges, in den er allerdings sehr unglücklich eingriff, der bedeutendste. Seine Regierungszeit brachte Dänemark einen Höhepunkt politischer Macht. Viele Zeugen seiner regen Bautätigkeit sind noch erhalten. Die Entstehung von Oslo (früher Christiania) und Glückstadt an der Elbe gehen auf ihn zurück.

Sein Sohn Friedrich III., 1648 gekrönt, trat nach dem Tode Anton Günthers 1667 das Erbe in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an. In der Reihe der weiteren Könige ist der willensschwache, 1766 gekrönte Christian VII., der bald einer unheilbaren Geisteskrankheit verfiel, bemerkenswert, da seine Gemahlin Karoline Mathilde von Großbritannien in die sog. Struensee-Affäre verwickelt war. Struensee hatte mit teils notwendigen, teils übertriebenen Reformen den dänischen Staat bis ins Innerste erschüttert und auch durch sein Liebesverhältnis zur Königin die Empörung der Dänen auf sich gezogen.

In Christians VII. Regierungszeit fiel jener Gebietsaustausch, wobei Großfürst Paul von Rußland 1773 zugunsten Dänemarks auf alle Ansprüche in Schleswig-Holstein verzichtete und dafür die seit 1667 mit Dänemark verbundenen Stammlande Oldenburg erhielt, um sie dem Fürstbischof Friedrich August von Lübeck aus der verwandten Jüngerer Gottorper Linie weiterzugeben. Damit hatte nicht nur Oldenburg eine eigenstaatliche Selbständigkeit wieder erlangt, sondern nach jahrhundertelangen Streitigkeiten Dänemarks mit den verschiedenen Linien der schleswig-holsteinischen Herzogtümer war nun die „Ruhe des Nordens“ wiederhergestellt.

Unter Friedrich VI. stand Dänemark in den napoleonischen Kriegen auf Seiten Frankreichs, was 1814 zum Verlust Norwegens führte. Sein Vetter folgte 1839 als Christian VIII., ein schwacher, unberechenbarer König, unter dem die künftige Erbfolge als „schleswig-holsteinische Frage“ 1848 zu einem deutschen Nationalproblem und gar zu Kampfhandlungen eskalierte, wobei die Schleswig-Holsteiner von zwei oldenburgischen Regimentern unterstützt wurden. Durch Eingreifen der europäischen Großmächte wurde im „Londoner Protokoll“ 1852 Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glückstadt zur Thronfolge bestimmt. Als Christian IX. 1863 gekrönt, nannte man ihn später den „Großvater Europas“, da sich unter seinen Kindern, Schwiegersöhnen und Enkeln viele gekrönte Häupter befanden. So bestieg sein Enkel Karl als Haakon VII. 1905 den norwegischen Thron, und der Sohn Wilhelm wurde 1863 als Georg I. König der Hellenen. Dessen Enkel wiederum, Philipp, Herzog von Edinburgh, Prinzgemahl der englischen Königin,

ist der Vater des britischen Thronfolgers Charles, Prince of Wales, so daß der künftige König von England in genealogischer Hinsicht dem Hause Oldenburg zuzurechnen ist.

In der königlich dänischen Linie regierte als letzter Sproß des Hauses Oldenburg Friedrich IX. Im Dom von Roskilde fand er 1972 seine letzte Ruhe, wo seit Christian I. 20 Könige und 17 Königinnen beigesetzt wurden. Da Dänemark die weibliche Erbfolge zugelassen hat, ist Friedrichs Tochter Margarethe II. die gegenwärtige Königin; sie ist mit Prinz Hendrik, einem gebürtigen französischen Grafen Henri de Mompezat, verheiratet.

In den schleswig-holsteinischen Herzogtümern hatten sich die Gesamtfamilie und insbesondere der Sonderburger Zweig in zahlreiche Linien aufgeteilt, die sich nach ihren Besitzungen nannten: Augustenburg, Glücksburg, Plön, Norburg und Beck, teilweise nicht lebensfähige kleine Fürstentümer, die aber dennoch zeitweilig geschichtliche und genealogische Bedeutung gewannen.

Wichtiger war daneben der von Herzog Adolf (1526-1586) begründete Gottorper Zweig, dem lange Zeit der Lübecker Bischofsstuhl mit dem Sitz in Eutin vorbehalten war und der sich Ende des 17. Jahrhunderts in eine Ältere und eine Jüngere Gottorper Linie teile. Der Älteren Linie gehörte der als Peter III. 1762 gekrönte russische Zar an. Von nun an stellten die Oldenburger aus dem jetzt Romanow-Holstein-Gottorp genannten Haus noch in fünf Generationen den Zaren bis zu Nikolaus II., der 1918 ermordet wurde.

Aus der Jüngeren Gottorper Linie stammten von 1751 bis 1818 vier Schwedenkönige, denen das französische Haus Bernadotte folgte. Aus der Jüngeren Linie kommen nun auch seit 1773 die Oldenburger Herzöge und Großherzöge, die in fünf Generationen bis 1918 unser Land regierten. Das Haus blüht noch heute und wird gegenwärtig durch Herzog Anton Günther von Oldenburg repräsentiert.

Mit einigen Lichtbildern der wichtigsten genannten Persönlichkeiten sowie der von ihnen erbauten Schlösser beendete der Vortragende seinen von Oldenburg ausgehenden und über die Mächte des europäischen Nordens wieder nach Oldenburg zurückführenden interessanten historischen Bericht.
Pb: NWH 25. 4. 1987.

350 Jahre Hirsch-Apotheke Oldenburg

288. Vortrag am 11. 4. 1987 von Apotheker Wolfgang Büsing, Oldenburg

Die Hirsch-Apotheke in Oldenburg gehört zu den ältesten und traditionsreichsten Apotheken unserer Heimat. Ihr seit 350 Jahren ununterbrochenes Bestehen war Anlaß zu ihrer historischen Darstellung. Die Geschichte der Hirsch-Apotheke, die nach der Rats-Apotheke (1598 bzw. 1608) und der Hof-Apotheke (1620) Oldenburgs dritte Apotheke war, reicht bis ins Jahr 1637 zurück. Ihr Gründer war der Apotheker Johannes Clamer, der aus oldenbur-



gischer Beamtenfamilie stammte und offenbar im Hause Lange Straße 34 eine Apotheke eröffnete. Von seiner Hand sind noch mehrere Rechnungen über Lieferungen an die gräfliche Verwaltungsbehörde erhalten.

Als Clamer 1649 starb, hinterließ er eine tatkräftige Witwe, der es im Zusammenwirken mit den beiden anderen Apothekern zwei Jahre später gelang, daß Graf Anton Günther den drei Oldenburger Stadtapotheken ein gemeinsames Privileg erteilte, das ihnen die Vererbbarkeit, die Verkäuflichkeit und das Alleinrecht ihrer Apotheken garantierte. Dieses Sonderrecht, das von jedem Landesherrn in der Folge bestätigt wurde, hat bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts bestanden.

Während Clamers Sohn Dr. med. Caspar Günther Clamer (* 1646) und auch sein Enkel Dr. med. Rudolph Günther Clamer († 1720) tüchtige Ärzte wurden und beide als Stadt- und Landphysikus an der Spitze der oldenburgischen Medizinalverwaltung standen, ging die Apotheke auf dem Erbwege an die Tochter Elisabeth Clamer über, die seit 1658 mit dem Apotheker und Ratsverwandten Henricus Banger t und nach dessen Tode in zweiter Ehe seit 1670 mit dem Apotheker Simon Ernst Kelp verheiratet war.

Mit dem Jahre 1670 begann eine über zwei Jahrhunderte dauernde Epoche, während der die Hirsch-Apotheke durch sechs Generationen mit der Familie Kelp verbunden war. Nach ihr hieß die Apotheke „Kelsche Apotheke“, bis sich der Name „Hirsch-Apotheke“ Ende des 19. Jahrhunderts durchsetzte. Das Wahrzeichen des Hirschen ist für diese Apotheke aber bereits um 1700 bezeugt.

Im Jahre 1674 verlegte Simon Ernst Kelp, der gerade in zweiter Ehe die Tochter des Oldenburger Goldschmieds Andreas von Busch geheiratet hatte, die Apotheke in das Haus seines Schwiegervaters: es ist das Eckhaus Staustraße 1 / Ecke Achternstraße, wo sich am selben Platz noch heutzutage, nach über dreihundert Jahren, die Hirsch-Apotheke befindet. Keine Oldenburger Firma kann sich in dieser Hinsicht mit ihr messen!

In ihrer wechselvollen Geschichte erlebte sie zwei Jahre später das Unglück, daß am 27. Juli 1676 der Blitz in die Apotheke einschlug, und ein daraus entstehender Großbrand vernichtete fast die gesamte Stadt. Bereits im folgenden Jahr war die Apotheke wieder aufgebaut. Jener Neubau von 1677, wiedererrichtet auf den älteren Grundmauern, steht im wesentlichen noch heute; allerdings wurde das Haus im Jahre 1804 renoviert und in seiner Substanz erheblich verbessert.

Simon Ernst Kelp, der in der städtischen Verwaltung zum Stadtbaumeister, Ratsverwandten und Kämmerer gewählt war, starb 1691. Er hinterließ außer seiner Witwe fünf Söhne; zwei von ihnen wurden Apotheker, einer wurde Arzt (Pestmedikus in Kopenhagen), einer Jurist und einer Kaufmann. Die Witwe heiratete 1694 den aus Stuttgart stammenden Apotheker Johann Nicolaus Schwabe († 1724), der sich nicht nur als tüchtiger Pharmazeut bewährte, sondern sich als zugezogener Fremder auch das Vertrauen seiner Mitbürger als gewählter Stadtkämmerer und Ratsverwandter zu erwerben wußte. An seine dreißigjährige Tätigkeit erinnert noch sein Mörser von 1717.



Nachfolger wurde sein jüngster Stiefsohn Rudolph Hinrich Kelp (1689-1746), der nach einer hervorragenden Ausbildung 1718 die väterliche Apotheke übernahm und daneben ebenfalls als Ratsherr und Kämmerer der Stadt wirkte. Nach seinem Tode führte seine Witwe Christina Ulrica Kelp geb. Rapicani (eine Cousine des berühmten Oldenburgers Graf Burchard Christoph von Münnich, russischen Generalfeldmarschalls und Premierministers) 35 Jahre lang die Geschäfte der Apotheke mithilfe von Provisoren (Verwaltern).

Ihr von fünf Kindern einzig übrig bleibender Sohn Franz Heinrich Kelp (1725-1794) war Arzt geworden. Er hatte 22jährig in Straßburg promoviert und sich im gleichen Jahr 1747 in Oldenburg als praktischer Arzt niedergelassen. 1758 wurde er zum Stadt- und Landphysikus ernannt und damit an die Spitze der Medizinalverwaltung in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst bzw. im späteren Herzogtum gestellt. Dieses Amt hat er 36 Jahre lang bis zu seinem Tode 1794 ausgeübt. Daneben führte er seit 1781 die Hirsch-Apotheke, die er als Arzt aber nicht selbst leiten durfte, sondern durch einen Provisor und zuletzt durch seinen Sohn verwalten ließ.

In der nächsten Generation übernahm mit Rudolph Heinrich Kelp (1762-1818) nun wieder ein Familienmitglied als Apotheker selbst die Leitung der Hirsch-Apotheke. Dieser hatte seine pharmazeutische Ausbildung mit einem akademischen Studium in Göttingen abgeschlossen und war insbesondere an chemischen Untersuchungen aktiv interessiert. Sein Verdienst ist es, durch einen großzügigen Um- und Ausbau im Jahre 1804 der Apotheke im wesentlichen ihr heutiges Aussehen gegeben zu haben. Das klassizistische Portal und die hübsche Tür stammen aus dieser Zeit.

Die folgende Kelp-Generation repräsentieren zwei Zwillingssöhne, Obermedizinalrat Dr. Ludwig Kelp (1809-1891), ein bedeutender Arzt, hat die von ihm 1858 gegründete Irrenheilanstalt in Wehnen als ihr erster Direktor Jahrzehnte geleitet. Sein Bruder Rudolph Kelp (1809-1874) übernahm die Hirsch-Apotheke und gehörte als geistig reger und fachlich überaus interessierter Apotheker dem Collegium medicum der Oldenburgischen Regierung drei Jahrzehnte als Medizinal-Assessor an. Seine besondere Liebe galt der Botanik, und mit unermüdlichem Eifer legte er umfangreiche Herbarien und Drogensammlungen von Blütenpflanzen, Samen, Früchten, Hölzern und Algen an, die sich heute noch im Staatlichen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte befinden.

Auch in der nächsten Generation begegnen uns wieder zwei Brüder (Söhne von Rudolph Kelp), die als Apotheker bzw. Arzt in Oldenburg wirkten. Der jüngere, Medizinalrat Dr. Franz Kelp (1843-1900), war als Praktiker und zugleich Amtsarzt sehr beliebt in Oldenburg.

Sein Bruder Wilhelm Kelp (1837-1901) war der letzte Apotheker und auch der letzte männliche Namensträger seiner Familie. Offenbar aus Gesundheitsgründen entschloß er sich 1884 zum Verkauf der Hirsch-Apotheke und wohnte seitdem als Privatmann und Junggeselle am Staugraben. Damit endete eine fast 250 Jahre während Epoche, in der die Hirsch-Apotheke seit



ihrer Gründung 1637 sich durchgehend in Familienbesitz, davon sechs Generationen lang in der Hand der Apotheker- und Ärztedynastie Kelp, befand. In den letzten hundert Jahren hat die Hirsch-Apotheke häufig den Besitzer gewechselt. 1884 wurde sie von zwei Oldenburger Apothekern erworben, Elimar Kuhlmann (1846-1919) und Medizinalrat Wilhelm Hayssen (1853-1940), die nach 25jähriger gemeinsamer Leitung 1909 an den Apotheker Dr. Carl Steinorth weiterverkauften. Nach dem Ersten Weltkrieg erwarb 1919 Apotheker Walter Laaser (1889-1951) die Hirsch-Apotheke, bis sie 1935 in den Besitz von Frau Anne-Marie Schönau-Laaser (1897-1972) überging. Das Ehepaar Laaser hat die Hirsch-Apotheke in mehreren Zeitabschnitten gründlich renoviert und unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten behutsam im Inneren umgestaltet und vergrößert, so daß die Apotheke als ein Schmuckstück in Oldenburgs Innenstadt die berechtigte Beachtung der Einheimischen wie der fremden Besucher findet.

Von 1941 bis 1949 führte Pharmazierat Dr. Carl Carstens als Pächter die Hirsch-Apotheke, ein angesehener Apotheker, der sich auch erfolgreich in der Standespolitik engagierte. Nach dem Tode von Frau Schönau ging die Apotheke 1972 in den gemeinsamen Besitz der bisherigen langjährigen Mitarbeiter Apotheker Heinrich Griepenburg und Apotheker Klaus Martins über. Mit Griepenburgs Tode 1982 trat ein aufrechter, in seiner feinen, zurückhaltenden Art sehr geschätzter Kollege ab. Seit 1982 führt Apotheker Klaus Martins die Hirsch-Apotheke als alleiniger Besitzer.

Die Hirsch-Apotheker zeichneten sich in 3½ Jahrhunderten durch namhafte Persönlichkeiten aus, die im Berufsleben wie auch in mancherlei Ehrenämtern hervortraten. Die von ihnen geprägte, unter Denkmalschutz stehende historische Hirsch-Apotheke wird heute in gebotener Synthese von Tradition und Fortschritt weitergeführt.

Pb: NWH 16. 5. 1987.

Literatur: Wolfgang Büsing: 350 Jahre Hirsch-Apotheke Oldenburg (in „Oldenburgische Familienkunde“, Jg. 29, 1987, S. 487-606).

Kurfürst Clemens August und sein Baumeister Schlaun im Niederstift Münster - Betrachtungen anlässlich der 250-Jahrfeier Clemenswerth

289. Vortrag am 17. 10. 1987 von Oberstleutnant a.D. Hans Georg Volkhardt, Südmoslesfehn

„Perle des Emslandes“ nennt man das reizende Jagdschloß Clemenswerth. Unweit der oldenburgischen Landesgrenze, inmitten der benachbarten urwüchsigen Landschaft des sanft-hügeligen Hümmlings ließ der Kölner Kurfürst Clemens August in heiterer Fürstenlaune in den Jahren 1737 bis 1747 ein einmaliges Jagdschloß errichten, um hier zwischen Wäldern und Buschhainen, Sand- und Heideflächen, Auentälern und Morasten in barocker Waidgesellschaft seiner Jagdleidenschaft nachgehen zu können. Insbesondere

liebte er die französische Parforcejagd, die mit Meutehunden und großer Jagdreiterei auf Hirsche angesetzt wurde.

Die nach den Plänen des münsterschen Artillerieobristen und Architekten Johann Conrad Schlaun unweit des Dorfes Sögel entstandene Anlage zeigt die Gestalt eines achtstrahligen Sterns. Um einen Zentralbau sind acht Nebenpavillons für Gäste und Küche, einer davon als Schloßkapelle mit Kapuzinerkloster und Klostergarten eingerichtet, kreisförmig angeordnet. Der Baukomplex ist in einen umfangreichen, durch Schneisen erschlossenen Waldpark eingebettet, während die Hauptallee von einer Marstallanlage flankiert ist.

Clemens August war im Jahre 1700 als Wittelsbacher Prinz geboren, Sohn des bayerischen Kurfürsten Max Emanuel. Die Ahnentafel zeigt seine hochadelige Abstammung von europäischen Fürsten, Königen und Kaisern, darunter vom Dänenkönig Christian II., und somit eine entfernte verwandtschaftliche Beziehung zum Hause Oldenburg. Mit 16 Jahren wird Clemens August zum Bischof von Regensburg gewählt, 1719 auch zum Bischof von Paderborn und Münster. Während er auf Regensburg verzichtet, folgt 1723 seine Erhebung zum Kurfürsten und Erzbischof von Köln, sowie 1724 seine Wahl zum Bischof von Hildesheim und 1728 auch noch von Osnabrück. Wegen dieser einmaligen Anhäufung geistlicher Territorien wurde er „Herr Fünfkirchen“ genannt. Seine politische Unzuverlässigkeit verhalf ihm zu dem zweiten Beinamen „die Wetterfahne“. Ein weiteres geistliches Amt als Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens macht ihn 1732 wegen der mit dieser Würde verbundenen hohen Einkünfte zu einem der reichsten deutschen Fürsten.

Von seinen Amtsgeschäften in seinem großen Regierungsgebiet sucht er gern Zerstreung im Hümmling. Den 15 langen Jagdaufenthalten in Clemenswerth (zuletzt 1757) steht indessen nur eine einzige Anwesenheit in den übrigen Städten des Niederstifts (Vechta, Friesoythe, Cloppenburg) gegenüber, nämlich 1720 auf seiner Huldigungsreise.

Sein Charakter und seine Leistungen sind unterschiedlich beurteilt worden. Clemens August († 1761) hat nie zu einer stetigen Politik und zu einer zielstrebigen Regierungsweise gefunden. Unstreitig aber ist sein bleibendes Verdienst als Bauherr und Mäzen. Er verstand es, seine leidenschaftlichen Neigungen zu kultivieren, wie es in Clemenswerth dokumentiert ist.

Der eigentliche Gestalter von Clemenswerth war Johann Conrad Schlaun, der als bedeutendster Barockmeister Norddeutschlands gilt. 1695 in Nörde bei Warburg im Fürstentum Paderborn geboren, entstammte er einer westfälischen Honoratiorenfamilie. Schon früh eilt er als junger Offizier zu den Fahnen, wird bei der Artillerie zum Ingenieur ausgebildet und übernimmt bereits mit 20 Jahren als Architekt erste Bauaufgaben. Bald holt ihn Clemens August nach Münster, schickt ihn zunächst auf eine Bildungsreise ins Ausland, um ihn dann 1724 mit dem Rang eines Kapitäns als Baumeister in Bonn und am Schloß Brühl einzusetzen. Danach kehrt er als Oberlandingenieur nach Münster zurück, wird 1733 Kommandant der Artillerie und muß in dieser Aufgabe auch jährlich die Zitadelle Vechta visitieren.



In die folgenden Jahre fallen Bauentwurf und Baudurchführung von Schloß Clemenswerth. 1750 wird Obristleutnant Schlaun Gouverneur von Meppen, 1763 übernimmt er Bauarbeiten an den Schlössern in Münster und Ahaus. In seiner Doppelfunktion als hoher Artillerieoffizier und als bedeutender Architekt sind auch die letzten Jahre mit wichtigen Bauaufgaben (so in Iburg, Osna-brück, Sassenberg, Lembeck usw.) ausgefüllt, bis er 1773 in Münster stirbt. Schlaun hinterließ mehrere Kinder. Ein Sohn wird Kanonikus und Kellner am Dom zu Münster, ein anderer Sohn wird als Generalfeldzeugmeister in den österreichischen Adelsstand erhoben, und zwei Töchter heiraten in die Familie Schilgen und von Müller, deren zahlreiche Nachkommen, auch im Oldenburgischen, die Verbindung zur Gegenwart herstellen.

Die für die Kunstlandschaft in Nordwestdeutschland so bedeutsame Verbindung des Kurfürsten und seines Baumeisters, die bis zum Tode Clemens Augusts andauern sollte, hat für das Niederstift Münster Schloß Clemenswerth als schönstes Ergebnis gezeitigt. Heute im Besitz des Landkreises Emsland, bildet es nach vollendeter Restaurierung als Heimatmuseum und Sitz der Emsländischen Landschaft einen kulturellen Mittelpunkt.

Pb: NWH 21. 11. 1987.

Literatur: Clemenswerth, Schloß im Emsland, Sögel 1987. - Clemens August, Fürstbischof, Jagdherr, Mäzen; Katalog zu einer kulturhistorischen Ausstellung aus Anlaß des 250jährigen Jubiläums von Schloß Clemenswerth, Meppen/Sögel 1987.

Quellen zur Heimat- und Familienforschung

290. Vortrag am 14. 11. 1987 von Hans Hermann Francksen, Ruhwarden

Gewöhnlich beginnt der Familienforscher seine Arbeit mit dem Studium der Kirchenbücher. In der Regel gewinnt er daraus jedoch nur eine Reihe von Namen und nüchternen Daten. Um dieses Gerüst nun mit Leben auszufüllen und mit dem Blick in die Vergangenheit die Lebensumstände der Vorfahren zu erhellen, gibt es durchaus archivalische Möglichkeiten.

Von den Kirchenbüchern sind am farbigsten die Sterberegister, enthalten sie doch gelegentlich Äußerungen des Pfarrers über charakterliche Eigenschaften des Verstorbenen oder über Todesursachen. Dabei spiegeln Krankheiten Seuchen, Unfälle, Naturkatastrophen und Gewaltanwendung die gesundheitlichen, klimatischen, kulturellen oder moralischen Zustände wider. Häufig lassen sich die Kirchenbuchangaben durch sog. Seelenregister (eine Art Einwohnerverzeichnis) sowie durch Testamente und Ehestiftungen (Verlobungsprotokolle) oder weitere Archivalien ergänzen.

Einen Einblick in die einstigen sittlichen Verhältnisse vermitteln die im Staatsarchiv in Oldenburg aufbewahrten Kirchenvisitationsprotokolle, die seit dem 16. Jahrhundert von der geistlichen Aufsichtsbehörde bei Inspektionen in den Gemeinden geführt wurden. Alle Übertretungen der damaligen

Moralbegriffe wurden dabei erörtert und die Sünder, darunter auch Frauen, bestraft. Ebenso wurden das der Kirche unterstehende Schulwesen und die Armenfürsorge behandelt. Die Visitationsprotokolle enthalten auch wichtiges genealogisches Material hinsichtlich der Pastoren, Küster, Lehrer und Organisten, die über ihre Herkunft und Ausbildung befragt wurden.

Je mehr die Vorfahren zu Vermögen und Grundbesitz gekommen waren, umso eher finden sich über sie schriftliche Aufzeichnungen. Über Haus- und Grundbesitz geben die im Oldenburger Staatsarchiv befindlichen Erdbücher und Landbeschreibungen Auskunft, die bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen. Die Register der 1764 eingeführten Landesbrandkasse sowie die Kataster der Vermessungsbehörde sind bei der Ermittlung der Belegenheit von Häusern und Ländereien hilfreich.

Geldgeschäfte jeglicher Art konnten zur Sicherheit in die Pfandprotokolle der Amtsgerichte eingetragen werden, so z. B. Anleihen, Schuldverschreibungen gegen Zinsen, unbezahlte Rechnungen, Hypotheken, aber auch Testamentsverfügungen und Ehestiftungen, die noch nicht ausbezahlt waren. Infolgedessen gehört das Studium der Pfandprotokolle zu den Pflichtübungen des Genealogen.

Zum Erhalt von Recht und Ordnung sowie zur Beitreibung von Steuern und Abgaben verfügten die Vögte über die niedere Gerichtsbarkeit. Ihre von etwa 1680 bis 1811 geführten Vogteirechnungen sind für den Familienforscher eine Fundgrube, die individuelle Auskunft über einzelne Personen gibt. Wenn hier auch vorwiegend negative Vorkommnisse wie Steuerschulden, Streitigkeiten, Raufereien und Diebstahl abgehandelt wurden, die man mit Geld- bzw. Arbeitsstrafen oder mit Bolzen und Pranger ahndete, so enthalten diese Register doch zugleich wertvolle landesgeschichtliche und kulturhistorische Hinweise. Dagegen unterlagen Mordfälle dem Halsgericht in Oldenburg.

Zeitlich parallel zu diesen Amtsrechnungen der Vogteien verlaufen die Bauerschaftsprotokolle, in denen das altüberkommene dörfliche Verfassungsrecht, festgelegt in den sog. Bauerbriefen, zum Ausdruck kommt. Der von der Bauerversammlung jährlich gewählte Bauervogt notierte alle bruchfälligen Vergehen, z. B. Fehlen auf Versammlungen oder bei Beerdigungen, Diebstahl, Betrug, Hehlerei, Beleidigung, Sonntagsarbeit. Da fast jeder Dorfbewohner in den Bauerschaftsprotokollen genannt wird, sind sie eine ergiebige Quelle mit manchmal dramatischen, aber auch mit lustigen Ereignissen, die die Forschungsergebnisse würzen.

Naturgemäß zeigen viele Dokumente, von denen der Vortragende nur die wichtigsten auswählte, die Betroffenen immer dann, wenn sie mit ihren Mitmenschen oder der Obrigkeit in Widerspruch gerieten. Denn wenn alles in Ordnung war, sah man wenig Veranlassung zur Berichterstattung. Doch meinte Hans Hermann Francksen als Resumee: „Es ist doch ganz tröstlich zu erfahren, daß auch die Menschen vor uns mit Schwächen behaftet waren, und zwar mit den gleichen, gegen die wir heute noch anzukämpfen haben.“
Pb: NWH 19. 12. 1987.

Die Dorfschaft Loy und ihre Adelssitze

291. Vortrag am 9. 1. 1988 von Dr. Heinrich M u n d e r l o h , Oldenburg

Daß Spuren europäischer Staatengeschichte einst das kleine Loy am Stadtrand Oldenburgs berührten, ist sicher eine Überraschung. Das Dorf Loy wird erstmalig im Jahre 1059 erwähnt, als es bei der Gründung der Kirche Rastede dorthin eingepfarrt wurde. Loy ist eine Eschsiedlung mit vier alten Hausmannshöfen, seit dem 17. Jahrhundert kamen viele kleine Köterhöfe hinzu und ab 1900 zahlreiche Häuser städtischer Bauart. Die idyllische, walddreiche Lage am reizvollen Rasteder Kirchweg macht das Dorf seit langem zum Ausgangspunkt oder Ziel ausgedehnter Wanderungen.

Zwei der vier alten Höfe blieben normale Bauernhöfe (Ficken und Bunjes). Die beiden anderen Höfe entwickelten sich schon im Mittelalter zu Adelssitzen. Der eine von ihnen kam nach verschiedenen Vorbesitzern im Jahre 1492 in die Hand der vermutlich aus Südoldenburg und ursprünglich aus Westfalen stammenden Familie von Essen. Sie zählte fortan bis in die Zeit Graf Anton Günthers zum Oldenburger Adel, und bei der Vermählung des Grafen 1635 findet man die von Essen noch unter den teilnehmenden Edelleuten. Offenbar führten wirtschaftliche Schwierigkeiten schon um 1648 zum Übertritt in den Bauernstand, aber die Familie von Essen blieb trotzdem auf dem Stammsitz in Loy bis zum Jahre 1886 wohnen, als der Besitz an den Nachbarn Funch auf dem Hauptgut verkauft wurde.

Die Hauptlinie von Essen hat sich seit 1700 in zahlreiche Seitenlinien verzweigt, die teilweise heute noch in der Gemeinde ansässig sind. Besondere Bedeutung erlangte Friedrich von Essen (1833-1909), der zusammen mit August Hanken in Ohmstede eine Schlengenbaufirma gründete, die bei der Küstenbefestigung im ganzen Nordseebereich eingesetzt wurde.

Der andere Adelssitz, das Loyer Hauptgut, war anfangs (1275-1426) im Besitz einer Adelsfamilie von der Loye, dann seit 1451 im Besitz derer von Reken, eines zunächst (1140) bremischen, dann (nach 1234) oldenburgischen Adelsgeschlechts, das nach der Teilnahme am Stedinger Kreuzzug mit dortigen Ländereien abgefunden worden war. Auf Gut Loy saßen die von Reken fünf Generationen hindurch als Edelleute (und teilweise als Vögte von Oldenbrok), bis der Besitz 1631 wegen Aussterbens der Hauptlinie wie auch wegen Vermögensverfalls kurzfristig in andere Hände überging.

1672 erwarb der aus bäuerlicher Familie in Linswege stammende oldenburgische Rentmeister Johann Oetken (1629-1679) das Gut Loy, das nun eine glänzende Epoche erlebte, die von dem Aufstieg der Familie Oetken und ihrer Erhebung in den Adel (1696) begleitet wurde. Von den fünf Söhnen war Johann Ludoph, der Gutserbe, später Kanzleidirektor; Christoph wurde Vogt in Moorriem; Johann Wilhelm stieg bis zum Generalmajor auf; zwei weitere Söhne waren ebenfalls Offiziere. Von den fünf Töchtern verdient Sophie Catharine besondere Beachtung, denn sie heiratete 1675 Anton Günther Münich, der 1688 geadelt wurde und als Generaldeichgräfe eine segensreiche



Tätigkeit entfaltete. Sie sind die Eltern des Grafen Burchard Christoph von Münnich (1683-1767), der als russischer Generalfeldmarschall berühmt wurde.

Die zweite Generation Oetken auf Loy repräsentierte der genannte Johann Ludolph (von) Oetken (1653-1725), den Studium und Bildungsreisen, fürstliche Reisebegleitung und dienstliche Aufträge in viele Länder und an Fürstenhöfe geführt hatte, bis hin zur Audienz bei Ludwig XIV. Als weitgereister Weltmann, als vielseitig gebildete Persönlichkeit, mit Kenntnis von zehn Sprachen, kehrte er 1687 in die Heimat zurück und begann im oldenburgischen Verwaltungsdienst eine Karriere bis zum Kanzleidirektor. Daneben erreichte er 1696 die Erhebung in den Adelsstand, der 1717 sogar als „alter Adel“ anerkannt wurde. Seine erhaltenen Memoiren und sein „Loyisch Hausbuch“ geben Einblick in die Lebensumstände des Barockzeitalters sowie in eine damalige Gutswirtschaft, die mit 1800 Obstbäumen, Tausenden von Nußbäumen, zahlreichen Fischteichen und ausgedehnten Waldungen außergewöhnlich umfangreich war.

Sein ihm als Gutherr in Loy folgender Sohn Christian Eberhard Detlev von Oetken (1691-1754) wählte den Soldatenberuf. Als 17jähriger Kornett kämpfte er im dänischen Leibregiment unter dem Oberbefehl Prinz Eugens und Marlboroughs gegen Ludwig XIV., war auch im Nordischen Krieg dabei, als König Karl XII. von Schweden gegen den Zaren Peter den Großen und König August den Starken von Sachsen und Polen focht. Später stieg Oetken die militärische Leiter bis zum Generalmajor empor, folgte zwischendurch aber dem väterlichen Beispiel und verpflichtete sich zwei Jahre als fürstlicher Reisemarschall, wobei er Holland, Frankreich, Italien, Venedig, Rom, Neapel und Wien kennenlernte und Audienzen bei Ludwig XV. sowie Karl VI. hatte. Angeregt durch seinen Vetter Burchard Christoph von Münnich hatte sich v. Oetken dem Studium des Festungsbaus gewidmet, was schließlich dazu führte, daß er in seiner Heimatstadt Oldenburg mit der Modernisierung und dem Ausbau der Festungsanlagen 1733-1746 sowie in der Hafenstadt Glückstadt beauftragt wurde.

Auch sein Sohn, Johann Rudolph von Oetken (1729-1805), wurde Offizier, brachte es aber nur zum Major. Statt mangelnden militärischen Ehrgeizes widmete er sich ganz dem weiteren Ausbau von Gut Loy. Im Jahre 1760 erbaute er Neu-Loy, das sogen. Herrenhaus Osterberg (heute Feuerweherschule), errichtete 1789 auch in Alt-Loy einen Neubau und gründete 1769 eine Ziegelei, die über hundert Jahre bestand.

Er blieb unverheiratet, hatte aber eine uneheliche Tochter, die später legitimiert wurde und den Fähnrich Wilhelm v. Düring (1773-1831) heiratete. Deren ältester Sohn verkaufte das Gut 1865 an den Gastwirt Tanne, der 1874 an John Chr. Funch aus einer dänischen Familie weiterverkaufte.

Damit besaß Loy wieder einen passionierten Gutsherrn, der mit viel Unternehmungsgeist das verwahrloste Loy in ein Mustergut verwandelte. Er war auch Präsident der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft und seit 1900 erster Präsident der Landwirtschaftskammer, außerdem wurde er zum

Geheimen Ökonomierat ernannt und zum Abgeordneten des Oldenburgischen Landtags gewählt. Jetziger Besitzer von Gut Loy ist sein Urenkel Dr. Udo Funch.

In der Geschichte von Loy spiegelt sich beispielhaft das wechselvolle Schicksal des Oldenburger Adels, zugleich zeigen Dr. Munderlohs Ausführungen, daß Heimatgeschichte auch subtile Kenntnisse der genealogischen Zusammenhänge voraussetzt.

Pb: NWH 20. 2. 1988.

Literatur: Heinrich Munderloh: Die Bauerschaft Loy und ihre Adelssitze, Oldenburg 1988. - Erich von Reeken: Geschichte des Gutes Loy, Emden 1964 (Masch.schrift).

Das Kloster Blankenburg - 700 Jahre Dienst am Menschen

292. Vortrag am 13. 2. 1988 von Pfarrer i. R. Heinrich Wö b c k e n, Oldenburg

In der Umgebung der Stadt Oldenburg gab es seit dem Mittelalter drei Klostergründungen: in Rastede hatte sich der Benediktinerorden angesiedelt, in Hude waren es die Zisterziensermönche, und in Blankenburg war eine Dominikanerinnen-Niederlassung entstanden. Von diesen drei Klöstern war Blankenburg zwar das kleinste, aber auch das einzige, das als Institution, wennzwar mit wechselnden Aufgaben, seine soziale Funktion über die Wirren der Reformation hinweg bis in die Gegenwart behielt.

Blankenburg wurde als Dominikaner-Nonnenkloster 6 km unterhalb Oldenburgs an der Hunte gegründet, 1294 geweiht und mit eigener Parochie versehen. Obwohl mit zahlreichen Gütern ausgestattet, kam es wegen ständiger Überschwemmungen nie recht zur Blüte. Dennoch war das mit etwa 10 bis 25 adeligen Nonnen besetzte Kloster mit allen erforderlichen Einrichtungen, wenn auch bescheiden, versehen: Kirche, Kapitelhaus, Priorissenhaus, Kreuzgang mit Zellentrakt, Betsaal, Speisesaal, großem und kleinem Klosterhof, Friedhof, dazu Vorrathäusern, landwirtschaftlichen Gebäuden und auch zwei Mühlen. Die Landwirtschaft und Kultivierungsarbeiten wurden von leibeigenen Bauern betrieben.

Immer wieder wurden die ohnehin wenig ergiebigen Klosterländereien vom Hochwasser verdorben. Schlimmer aber traf Blankenburg, als 1499 die Schwarze Garde, ein berühmter Landsknechtshaufen, das Kloster plünderte und verwüstete. Auch alle Kirchenschätze und Altäre gingen dabei verloren. Danach rief der Osnabrücker Bischof zu einer Hilfs- und Spendenaktion für Blankenburg auf. So kam damals ein wertvoller Meßkelch vom Kloster Lüneburg als Geschenk.

Um 1520 wurde auch ein neuer Altar in Auftrag gegeben, der ebenso wie die Altäre in Zwischenahn und Edewecht in der bedeutenden „Osnabrücker Schule“ gefertigt wurde und heute sicher der kostbarste Altar der Stadt Oldenburg ist. In ergreifender Schönheit werden die „Sieben Schmerzen Ma-



riens“ dargestellt: Jesus im Tempel, Flucht nach Ägypten, der zwölfjährige Jesus, Kreuztragung, Kreuzigung, Kreuzabnahme und Grablegung. Dazu kommt noch eine achte Szene mit der Legende von der „Heiligen Kümmerin“. Das mittlere Hauptbild wiederholt nochmals Szenen der Passionsgeschichte. Zur Ausführung eines vermutlich vorgesehenen Gegenstücks mit den „Sieben Freuden Mariens“ ist es leider nicht mehr gekommen, da die nun einsetzende Reformation aller weiteren Planung ein Ende setzte.

Graf Anton von Oldenburg übernahm 1527 das Kloster und wandelte es in ein gräfliches Vorwerk (Domäne) mit einer Brauerei um. Die Nonnen ließ man weiter dort wohnen, 1566 waren es noch fünf.

Graf Anton Günther richtete in Blankenburg 1632 ein Armen- und Waisenhaus ein, und dieser Stiftung verdankt das Kloster seine bis heute andauernde Existenz. 1786 wurde die Anlage zu einer „Bewahr- und Pflegeanstalt“ für Geisteskranke erweitert. Im Jahre 1860 erhielt die Anstalt ihr heutiges Aussehen mit großen, unschönen Backsteingebäuden. Auch die Kirche wurde damals erneuert.

Wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten mußte die Anstalt Blankenburg 1935 (zu Gunsten der Heilanstalt Wehnen) geschlossen werden. Vorübergehend zog jetzt die SA mit einem „Hilfswerklager“ ein, aber schon 1937 wurde Blankenburg dem Oldenburger Gertrudenheim für etwa 290 Insassen zur Verfügung gestellt. Als der Reichsverteidigungskommissar 1941 beschloß, Blankenburg zu einem Marinelazarett umzubauen, wurden durch Berliner Anordnung die 290 Kranken in den Raum Regensburg-Erlangen verlegt, was für die armen Menschen die schreckliche „Endlösung“ bedeutete. Es war dem Bischof von Münster, Clemens August von Galen, zu danken, daß auf seine mutigen Proteste hin damals zu Ende 1941 die Euthanasie eingestellt wurde.

In den letzten Kriegsjahren erlebte Blankenburg Umbaumaßnahmen seitens der Organisation Todt sowie die Einquartierung russischer Kriegsgefangener, dann Belegung mit Kranken aus bombengeschädigten Krankenhäusern Bremens, schließlich seit 1944 eine Tbc-Krankenstation der Landesversicherungsanstalt. 1958 zog das Krankenhaus Bremen-Ost mit seinen Nervenkranken in Blankenburg ein. Nebenher wurden Gebäudekomplexe als Städtisches Altersheim, später nur noch Pflegeheim, genutzt, aber 1987 endgültig geschlossen. Ebenso soll bis Ende 1988 das Krankenhaus Blankenburg aufgelöst werden.

Noch ist das weitere Schicksal Blankenburgs ungeklärt. Die geplante Umwandlung zu einer Gefängnisanlage konnte glücklicherweise abgewendet werden. Der kostbare Altar wird in Kürze zur Notsicherung eine Unterkunft im Stadtmuseum finden.

Jahrhunderte hindurch war Blankenburg stets eine Stätte sozialer Fürsorge. Trotz seiner abgeschiedenen Lage wurde es von geschichtlichen Entwicklung der großen Welt, von wechselnden Weltanschauungen und Ideologien berührt. Wenn diese Tradition nun beendet ist, wird Oldenburg um einen Zeugen ehrwürdiger Kulturgeschichte ärmer sein. Ist es nun ein Omen, daß

auch die Störche neuerdings Blankenburg verlassen haben, da die umgebenden Feuchtgebiete durch Umwandlung unserer technisierten Gegenwart verschwunden sind?

Pb: NWH 19. 3. 1988.

Literatur: Gustav Rütthning: Die Nonnen in Blankenburg (in „Oldenburger Jahrbuch“ Bd. 29, Oldenburg 1925, S. 185-201).

Oldenburg einst und jetzt (dritter Teil)

293. Vortrag am 12. 3. 1988 von Oberingenieur Willy Schröder, Oldenburg

Fotografien sind als unbestechliche Zeitzeugen bestens geeignet, den Wandel einer städtischen Bebauung zu dokumentieren. Oberingenieur Willy Schröder gab mit einem Lichtbildervortrag „Oldenburg einst und jetzt“ nach zwei vorangegangenen Teilen in einer dritten Folge einen weiteren Einblick in sein reiches Bildarchiv aus über sechzigjähriger fotografischer Tätigkeit. Dabei beschränkte sich der Vortragende auf die im vorigen Jahrhundert westlich und nördlich des Wallringes entstandenen Vorstadtbereiche und nahm die Gartenstraße, Ofener Straße, Peterstraße und Heiligengeiststraße mit Pferdemarkt „unter die Lupe“.

Von der seit Anfang des 19. Jahrhunderts begonnenen Bebauung der Gartenstraße haben sich nur einzelne Beispiele unverändert erhalten. Die ursprünglich einheitlich klassizistische Bauweise dieser den Schloßgarten begleitenden Häuserzeile ist längst durch fremde Bauelemente, große Häuserblocks und den grell-farbenen AOK-Riesen gestört worden. Daneben gibt es hier aber auch erfreuliche Zeugen liebevoller Restaurierung kunsthistorisch wertvoller Gebäude, die dafür berechtigter Weise, wie z. B. eine Tierklinik, mit dem Oldenburger Stadtbildpreis ausgezeichnet wurden.

In der die Gartenstraße verlängernden Hauptstraße bedauert der Oldenburger insbesondere den Verlust des einen von zwei Hegelerschen klassizistischen Landhäusern gegenüber dem Everstenholz. Die andere Gartenvilla, in der sich zeitweise die Gartentor-Apotheke befand, ist glücklicherweise erhalten und gepflegt, wenngleich von unkonventioneller Baumasse eingeengt. Dieser Bereich der Hauptstraße war ehemals von mehreren beliebten Gaststätten (z. B. Zur fröhlichen Wiederkunft, Tivoli, Weißes Lamm, Odeon, nicht zu vergessen Jan Woges Tierpark) gesäumt, wovon das „Weiße Lamm“ am Haupteingang des Everstenholzes sich auf eine jahrhundertealte Kruggerechtigkeit berufen konnte. Graf Anton Günther hatte hier bereits ein Fasanengehege. Am Rande sei vermerkt, daß im Everstenholz, vor 200 Jahren vom Forstmeister Ahlers in ein „Lustgehölz“ mit Promenaden verwandelt, damals ein Kurbetrieb für die gehobene Bürgerschaft eingerichtet wurde.

Am Friedensplatz, wo nach 1871 die Friedenssäule und 1894 die Friedenskirche der Methodistengemeinde errichtet wurden, beginnen, beiderseits der kanalisierten Haaren, Ofener Straße und Haarenufer. Beide Straßenzüge wei-



sen, auch im Privatbereich, noch viel originale Bebauung auf, z. T. durch aufwendige Restaurierungsbemühungen gerettet und erhalten. Am Haarenufer zeigt das Vereinsheim des Oldenburger Turnerbundes seit fast hundert Jahren unverändert sein altes Gesicht, während die benachbarte Cäcilien-schule durch mehrmalige Umbauten sich modernen Erfordernissen anpaßte, dabei aber ihr äußeres Erscheinungsbild nicht gerade verbesserte.

Gegenüber an der Ofener Straße wurde 1864 das Zeughaus in historisierender Form erbaut. Der mit flammendem wildem Wein bewachsene Backsteinbau, der etwa vier Jahrzehnte als Domizil der Landesbibliothek diente, bis diese im vorigen Jahre zum Pferdemarkt umzog, harret jetzt einer neuen Verwendung. Daneben befindet sich die Artillerie-Kaserne von 1845, in die nach dem letzten Kriege die Staatsbauschule bzw. Ingenieur-Schule einzog. Dann folgt nach dem Kriegerdenkmal das ehemalige Offizierskasino der Artillerie, das heute ein Fachkrankenhaus für Suchtkranke beherbergt. Etwas weiter hin ist alten Oldenburgern die „Rudelsburg“ als beliebtes Tanzlokal erinnerlich. Das Gebäude nahm später die Druckerei Essich auf, mußte aber vor einigen Jahren einem gelungenen Neubau mit vielen Wohnungseinheiten weichen.

Auf dem Gelände der aufgegebenen Haarenschanze wurde an der damals projektierten Peterstraße 1838-1841 das Peter-Friedrich-Ludwig-Hospital im klassizistischen Stil errichtet, das nach dem Oldenburger Schloß als vornehmstes Gebäude der Stadt gilt. Nachdem das Krankenhaus vor einigen Jahren auszog, wird nach einer neuen Bestimmung gesucht. Die Peterstraße, deren einstiger Ulmenbestand fast ganz verschwunden ist, wird außerdem von der 1873-1876 erbauten katholischen St.-Peters-Kirche, deren in verringerten Proportionen wiedererrichteter Turm noch an die Sturmschäden von 1972 erinnert, sowie von der Garnisonkirche (1903) beherrscht, deren Eigentum im vorigen Jahr an die Oldenburger evangelische Kirche überging.

Das gegenüberliegende Seminargebäude von 1844/45, von den „Zöglingen“ das „Graue Kloster“ genannt, erst kürzlich vorbildlich renoviert, beherbergt heute das Staatshochbauamt. Natürlich darf das Pressehaus der Nordwest-Zeitung nicht unerwähnt bleiben, wobei die Tradition des Zeitungswesens an der Peterstraße mit dem Vorläufer „Oldenburger Nachrichten“ bis ins vorige Jahrhundert zurückreicht. Hinzuweisen ist auch auf Oldenburgs ersten Turnplatz und älteste Turnhalle (1863), deren schmucklose Fassade sich 125 Jahre bis heute unverändert bei der Wallschule erhalten hat.

Großen Veränderungen war die Heiligengeiststraße ausgesetzt, die die Lange Straße von der Haarenbrücke bei „Ullmanns Ecke“ in nördlicher Richtung bis zur Gertrudenskapelle fortsetzt. Hier war auch der Verlauf einer bis Osternburg führenden, auf Schienen bewegten Pferdebahn von 1884/85, eine andere Linie ging von der Ofener Straße durch Haaren-, Schütting- und Staustraße zum Bahnhof, eine dritte bis zur Donnerschweer Brauerei; der Betrieb wurde allerdings nach etwa einem Jahr wieder eingestellt.

Dem Hertie-Neubau fielen u. a. das bekannte Union-Restaurant sowie die Capitol-Lichtspiele zum Opfer. Das Hotel Neues Haus an der Ecke zum Pfer-



demarkt, wo heute das Finanzamt steht, ist bei Oldenburgern sicher unvergessen. Der zugehörige große Pferde- und Wagenhof machte seine Beziehung zu Hengstkörung und Wochenmarkt deutlich. Und welcher Oldenburger wüßte sich nicht der alten Kaffeeschänke am Pferdemarkt zu erinnern! Zum damaligen Oldenburger Rhythmus gehörte auch der nahezu pausenlose Betrieb der dortigen Bahnschranken, bis jenes Hemmnis vor etwa zwanzig Jahren mit der Bahnhochlegung endlich beseitigt wurde.

Der 1803 angelegte Pferdemarkt erhielt an der Nordseite 1820 und 1836 zwei Infanterie-Kasernen, von denen die ältere, östliche nach einem Brand von 1895 durch einen Neubau ersetzt wurde, der im vergangenen Jahr die Landesbibliothek aufgenommen hat. Die westliche Kaserne von 1836 gilt mit ihrem schlichten, ausgewogenen Bau als erhaltenswertes militärisches Baudenkmal und ist deshalb dem dahinter sich anschließenden Neubau der Stadtverwaltung als Behördenhaus integriert worden. Ebenso hat die 1838 am westlichen Pferdemarkt errichtete Militärschule, die von 1848 bis 1916 dem Oldenburger Landtag und dann verschiedenen Zwecken diente, inzwischen eine städtische Verwendung als Standesamt gefunden.

Aus der Fülle seiner eigenen Aufnahmen, aber auch unter Einbeziehung biedermeierlicher Bilder von Theodor Presuhn und Elise Lasius sowie alter Ansichtspostkarten unternahm der Vortragende einen Streifzug durch Oldenburg, wobei er Historisches mit Gegenwärtigem verknüpfte. Entwicklung und Veränderung zeigen sich allenthalben, die Beurteilung restaurierter oder vergangener Bausubstanz obliegt dem Oldenburger Bürger.

Pb: NWH 16. 4. 1988.

Vgl. Vorträge 281 und 283.

Die Beamtenfamilie Schreiber / von Schreeb und ihre Besitzungen im Oldenburger Land

294. Vortrag am 9. 4. 1988 von Wolfgang Martens, Kirchhatten

Eigentlich war es Zufall, daß die Familie Schreiber 1681 Kirchhatten zu ihrem Wohnsitz wählte, der dann immerhin über 160 Jahre als Mittelpunkt einer der prominentesten oldenburgischen Beamtenfamilie diente. Die Familie war sächsischen Ursprungs und gehörte seit dem 15. Jahrhundert zu den Ratsgeschlechtern in Oschatz und Döbeln. Ihr erstes oldenburgisches Familienmitglied Christian Friedrich Schreiber (1643-1711) stieg in einer glänzenden Karriere vom Schreiber über den kaiserlichen Notar, militärischen Musterungsschreiber (Zahlmeister) und Regimentsquartiermeister bis zum Landvogt und Gutsherrn auf. Militärdienste hatten ihn bis nach Schweden geführt, dann wurde er nach Oldenburg verschlagen, wo er 1677 eine Anstellung als Amtmann in Apen fand. Zwei Jahre darauf wurde er Landkommissar und Proviantmeister in der Stadt und Festung Oldenburg und hatte hier auch neue Erdbücher und Steuerrollen einzurichten.



Seine Einkünfte gestatteten ihm 1681 den Ankauf des alten Erbgutes Hatten, ein halbes Jahr später wurde ihm wegen seiner bisherigen Verdienste die Verwaltung der Amtsvogtei Hatten mit den Kirchspielen Hatten und Dötlingen übertragen, 1694 auch die Vogtei Wardenburg. Als im Jahre 1700 schwedische und hannoversche Truppen brandschatzend in Delmenhorst einzogen und Oldenburg bedrohten, wurde Schreiber als Unterhändler in deren Lager gesandt. 1701 wurde er auch zum Konsistorialrat ernannt.

Daneben gelang es ihm, seine Hatter Besitzung mit dem Erwerb der Wassermühlen in Rittrum und Altona sowie mit dem Gute Welsburg zu erweitern. Sein bedeutendster Zugewinn war 1695 das von Graf Anton Günther 1642 in Kirchhatten errichtete Jagdhaus, das, in ein standesgemäßes Herrenhaus ausgebaut, der Familie Schreiber fortan bis 1845 als Stammsitz diente. Das Bild Christian Friedrich Schreibers, der 1711 starb, wäre aber unvollkommen, ohne seine verschiedenen Stiftungen für die Hatter Kirche zu erwähnen: sein mit dem Schreiberschen Pelikanwappen verziertes Epitaph, ein Altarbild mit einer Abendmahlsszene sowie einen silbernen Kelch mit Patene.

Der Sohn Traugott Schreiber (1671-1718), an den Universitäten Leipzig und Rinteln juristisch gebildet, folgte dem Vater 1696 als Amtsvogt (bzw. Amtmann) von Hatten und Wardenburg. Er war mit der wohlhabenden Adelheid von Bobart vermählt, deren Familie das sog. Roselius-Haus in der Bremer Böttcherstraße besaß. Traugott Schreiber schenkte der Kirche in Hatten um 1713 einen holzgeschnitzten Taufengel (der sich heute in der Oldenburger Garnisonkirche befindet).

Die nächste Generation zeigt in der Persönlichkeit des Eberhard Schreiber (1716-1788) einen hochbegabten Mann, der 1755 unter dem Namen von Schreeb den dänischen Adel verliehen bekam. Nach einem Jurastudium in Halle rückte er in der oldenburgischen Verwaltung rasch bis zum „Wirklichen Justizrat“ und Landrat auf. Mit dem dänischen Statthalter Graf Lynar war er befreundet und nahm diesen 1754 zu einer vierwöchigen Brunnenkur mit Pyrmonter Wasser in seinem Hatter Landsitz auf. In Oldenburg hatte er mehrfachen Hausbesitz und führte dort einen aufwendigen Lebensstil. Lübbing charakterisiert ihn als „grandseigneur“ und als Repräsentanten der Rokokozeit in Oldenburg. Das bei seinem Tode 1788 ermittelte Vermögen von 328000 Reichstalern in Gold hob ihn vermutlich an die Spitze der reichsten Oldenburger.

Sein Sohn Friedrich Ernst von Schreeb (1750-1816) war oldenburgischer Kanzleirat und Amtsvogt zu Hartwarden für die Vogteien Golzwarden und Rodenkirchen. 1788 geriet er in Schuldenlast und mußte seinen Abschied nehmen. Sein fortan unruhiges Leben endete 1816 in Hamburg. Einer seiner Söhne erwarb 1814 die schwedische Staatsangehörigkeit und begründete den schwedischen Familienzweig von Schreeb, der heute noch blüht und den Kontakt zur Heimat der oldenburgischen Vorfahren aufrecht erhält.

Eberhard von Schreebs jüngster Sohn Leopold Heinrich (1762-1846) wurde 1792 oldenburgischer Legationsrat und im gleichen Jahr unter dem Namen Kolbe von Schreeb in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Er

lebte zeitweise als Gutsherr in Mecklenburg, zog sich aber 1815 nach Oldenburg bzw. auf sein Familiengut Hatten zurück, welches sich nach einer damaligen Beschreibung durch ein „im antiken Geschmacke schön decorirtes Wohnhaus“ auszeichnete, das noch viele Spuren eines ehemaligen gräflichen Jagdhauses aufwies. Agrarkrise und Vermögensverfall zwangen 1845 zur Aufgabe des Gutes. Nach 150jährigem Schreberschen Familienbesitz wurde das alte Herrenhaus abgerissen, die Besetzung verkauft und zerstückelt. So ist von Anton Günthers Jagdhaus wie auch von dem einstigen Erbgut, das bereits im 18. Jahrhundert niedergelegt wurde, nichts mehr erhalten, lediglich eine letzte Sandsteinfigur aus dem Gutsgarten, heute in Privateigentum in Kirchhatten, ist letzter Zeuge verschwundener Gutsherrlichkeit. Auch ist dieser freiherrliche Familienzweig schon in der nächsten Generation Ende des Jahrhunderts im Mannesstamm erloschen.

Der Vortragende, selbst Hobby-Archäologe, konnte die historische Forschung durch eigene Ausgrabungserfolge auf dem ehemaligen Gutsgelände ergänzen. Neben reichlicher Keramik kann er auch die „Hatter Brunnenkur“ von 1754 durch archäologische Fundstücke belegen. Bedeutsam ist sicher auch der von ihm geführte Nachweis bisher unbekannter Ölgemälde mit der Wunderhornsaage sowie Anton Günthers Pferd Kranich, Reste von Wandgemälden aus dem Hatter Jagdhaus, die der Vortragende in einer Lichtbilderreihe vorführte.

Pb: NWH 21. 5. 1988.

Literatur: Hermann Lübbing: Die Familie Schreber - von Schreeb in Oldenburg und Hatten (1667-1845) (im „Oldenburger Balkenschild“ Nr. 4/5, 1952, S. 15-22). - Tor von Schreeb: Graf Anton Günthers Jagdhaus zu Hatten (im „Oldenburger Balkenschild“ Nr. 8, 1954, S. 7-13). - Georg von Lindern: Im „Pyrmont des Oldenburger Landes“, Erinnerungen an das v. Schreebsche Gut in Hatten (in den „Oldenburger Nachrichten“ v. 21. 2. 1953). - Wolfgang Martens. Vor 230 Jahren adelte Friedrich V. die Familie Schreber - von Schreeb (in der „Nordwest-Heimat“ v. 17. 8. 1985). - Ders.: Hatter Bilder-Chronik, Oldenburg 1988.

Die Hausmarken der Matthäuskirche zu Esenshamm

295. Vortrag am 15. 10. 1988 von Pfarrer i. R. Heino Voß, Stadland

In den auf die Bankwangen des Kirchengestühls eingeschnitzten Hausmarken besitzt die Matthäuskirche in Esenshamm einen kunsthistorisch hochrangigen Schatz, wie er in den Kirchen unseres Landes in dieser Reichhaltigkeit und Qualität einmalig ist. Es handelt sich um 52 Bankwangen aus Eichenholz, die die Kirchenbänke beiderseits des Mittelganges als Kopfbretter abschließen; fünf weitere befinden sich z. Zt. auf der Empore. Sie tragen eingeschnitzt die Hausmarken und Namen der den Bänken zugeordneten Personen und ihrer Familien. Zu jeder Hofstelle gehörten seit altersher auch Kir-



chensitze und Begräbnisstellen, die mit den Höfen jahrhundertlang vererbt oder aber mit diesen verkauft wurden. So blieben die Familien generationenlang auf ihren angestammten Kirchenplätzen, bis 1929 das freie Sitzrecht für alle Kirchgänger eingeführt wurde. Damit dokumentieren die Bankwangen uralte Traditionen, aber auch soziales Bewußtsein, denn unter den 57 Kirchenstühlen sind ausdrücklich acht den Armen der Gemeinde zugedacht.

Die Bankwangen gehören mit einer Ausnahme (1596) sämtlich dem frühen 17. Jahrhundert an, sie sind in den Jahren von 1601 bis 1631 entstanden. Unterschiedlich ist die Zahl der auf ihnen vermerkten Hausmarken und Namen; manche haben nur eine Hausmarke, andere bis zu acht. Insgesamt werden 177 Hausmarken (bzw. Wappen) abgebildet und 196 Namen genannt. Die angewandte Schnitztechnik läßt die Zeichen, Zahlen und Buchstaben erhaben erscheinen. Es kommt aber gelegentlich vor, daß eine spätere Bearbeitung nachträgliche Korrekturen (etwa bei Besitzerwechsel) angebracht hat, indem die erhabenen Buchstaben und Zeichen weggeschnitten und der neue Text in minderwertiger Handwerkskunst eingekerbt wurde. In einem Fall wurde eine entfernte Schriftzeile durch eine später eingefügte Holzleiste mit neuem Namen fast unmerklich korrigiert.

Die Hausmarken stehen im Oberteil der Kopfbretter, durchweg von schmückenden Kartuschen oder Zierbändern umrahmt und farbig gefaßt. Auch die darunter folgenden Texte, Namen und Jahreszahlen sind von Zierbändern begleitet. Das Unterfeld der Bankwangen zeigt nach der Restaurierung z. T. wieder die alte Originalbemalung in Form von Blätter- und Blumengerank oder eines blau-weiß marmorierten Musters. Die beiden ältesten Bankwangen von 1596 und 1601 tragen Namen und Wappen des Oldenburger Grafen Anton von Delmenhorst als Besitzer des der Gemeinde Esenshamm zugehörigen Gutes Havendorfersand. Diese beiden Stühle waren die Muster für alle nachfolgenden, wodurch ein einheitliches Bild entstand.

Die Hausmarken symbolisieren als vererbte Eigentumszeichen die ansässigen Familien. Sie zeigen möglichst einfache Formen mit geraden Linien, geometrische Figuren, dann auch Wolfsangel (Kesselhaken), Stundenglas, Harke (Heurechen), Schere, Sichel oder Buchstaben (Initialen). Unter den damaligen Gemeindemitgliedern begegnen uns bekannte Namen wie Corengel, Cornelius, Diddesen, Duddesen, Hennings, Hillersen, Hitzen, Ide, Jolfsen, Karstens, Meiners, Relfsen, Segebade, Siabben, Stindt und Töllner. Nachkommen mancher alten Bauernfamilien von damals sind heute noch im Kirchspiel ansässig. Natürlich finden sich unter den Namen auch der Pastor, Vogt, Lehrer sowie der Rechtsgelehrte Anton Heering, Rat des Oldenburger Grafen und Besitzer des bei Esenshamm gelegenen Gutes Hobensühne, oder der gräfliche Stallmeister Hinrich Butjenter, der sich durch seine Stiftung des Altars unvergessen machte.

Die auf eine Bank gehörenden Personen bildeten jeweils eine Bankgemeinschaft, die durch eine Sitzbestimmung geregelt war. Auf einigen Kopfbrettern steht z. B. „De lest kumt schal vorstan“ (Der zuletzt kommt, soll vorstehen), auf anderen dagegen „De Oldeste schal vorstan“ (Der Älteste soll vorstehen).

Die Texte sind also plattdeutsch gehalten. Weiterhin ist interessant, daß die topographische Wohnlage der Bauern ihren Plätzen in der Kirche und auf dem Friedhof entsprach.

Hauptanliegen des Vortragenden war die Bestandswahrung. In diesem Sinne versteht er auch seine zum gleichen Thema im Holzberg-Verlag herausgegebene Buchveröffentlichung, in der die Esenshammer Bankwangen katalogisiert, beschrieben und vermessen sowie durch hervorragende Fotos von Hans-Bernd Rödiger illustriert sind. Als dringende Aufgabe für die Zukunft bleibt noch die Bestandswahrung auch der alten Grabsteine, die mit ihren Namen, Hausmarken, Wappen und figürlichem Schmuck ebenso wichtige Zeugnisse der Vergangenheit sind, aber durch den sauren Regen stark gefährdet sind. Es ist verständlich, daß man sich gerade in Esenshamm mit seiner Nähe zu Kernkraftwerk und Tieffliegerschneise in jener Hinsicht Zukunftssorgen macht.

Pb: NWH 19. 11. 1988.

Literatur: Heino Voß: Die Hausmarken der Matthäuskirche zu Esenshamm, Oldenburg 1985.

Grundlagen und Ergebnisse der Kirchenbuchverkartung

296. Vortrag am 12. 11. 1988 von Johann L ü s c h e n, Zetel

Die Familien- und Personengeschichtsforschung sieht in den Kirchenbüchern eine ihrer wichtigsten Quellen. Ihre Auswertung ist daher ein Hauptanliegen der Genealogen, und so hat sich vor einigen Jahren innerhalb der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde ein spezieller Arbeitskreis gebildet, der sich intensiv mit der Verkartung von Kirchenbüchern befaßt. Ziel des Unternehmens sind Familienregister bzw. Ortssippenbücher, die den Gesamtbestand der Einwohnerschaft durch die Jahrhunderte verzeichnen.

Selbstverständliche Voraussetzung für den Bearbeiter sind genealogische Grundkenntnisse sowie Leseerfahrung mit alten Handschriften. Als Arbeitsprinzip gilt die Übertragung jeder Kirchenbucheintragung auf Karteikarten, wobei die drei Amtshandlungen Eheschließungen, Taufen (bzw. Geburten) und Begräbnisse (bzw. Sterbefälle) gesondert, und zwar chronologisch, erfaßt werden. Anschließend werden die Taufen den zugehörigen Hochzeiten der Elternpaare zugeordnet und ebenso die Todesfälle einsortiert. Auf diese Weise erhält man zunächst einzelne Kleinfamilien, die sich bei weiterem Fortschreiten der Bearbeitung zu Generationsfolgen zusammenfügen. Als Methode der Verkartung kann man auch die schnellere „Direktübertragung“ wählen, wobei alle Kirchenbucheinträge direkt auf ein vorgefertigtes Familienblattformular übertragen werden.

Als Resultat entsteht eine Einwohnerkartei, die durch die Jahrhunderte nicht nur über jeden Ortsansässigen datenmäßige Auskunft gibt, sondern ihn auch

in seinem familiären Umfeld darstellen kann. Ist einmal diese umfangreiche, Jahre in Anspruch nehmende Vorarbeit geleistet, fällt es relativ leicht, aus diesem so vorbereiteten Material ganze Familienstammbäume aufzustellen. Umgekehrt lassen sich damit auch auf einfache Weise Ahnentafeln aufbauen, die für einzelne Personen die gesamte Vorfahrenschaft, soweit sie in der betr. Gemeinde wohnte, erfaßt. Ebenso kann man Sonderlisten aufstellen wie z. B. der Pfarrer, der Lehrer oder von Auswanderern.

Da die Kirchenbücher mitunter unergiebig, unvollständige oder gar lückenhafte Passagen enthalten, wird man solche Nachteile mit Hilfe anderer Archivalien auszugleichen suchen. Hierzu bieten sich Seelenregister (Einwohnerverzeichnisse), Kommunikantenregister (Liste der Abendmahlsteilnehmer), Verlobungsprotokolle, Musterungslisten, Weinkaufsprotokolle (Abgabenregister bei Besitzerwechsel) und Steuerlisten an. Diese zusätzlichen Quellen lassen das Ergebnis plastischer und aussagekräftiger hervortreten. Man wird so in manchen Familien einen sozialen Auf- und Abstieg erkennen. Nützlich wird auch ein Blick in die Kirchenbücher der Nachbargemeinden sein, um fehlende Eheschließungen oder abgewanderte Kinder vielleicht dort zu finden.

Da der Vortragende seine Erfahrungen der Kirchenbuchverkartung am Beispiel von Edewecht darstellte, teilte er seinen zahlreichen Zuhörern zugleich auch interessante geschichtliche Einzelheiten aus dieser Gemeinde mit. Neben den Hausleuten, Kötern, Heuerleuten und Grundheuerleuten als bäuerlich-soziale Strukturen gab es in der Gemeinde Edewecht einst 7 Güter mit den ehemals „freien“ Adelsfamilien von Aschwege, Bunting, Fierley, Grube, Jüchter und Wehlau, die indessen nach 1600 keine Unterschiede mehr zu den Bauern aufwiesen. Daneben war die Rede von Kriegs- und Pestzeiten, von mehrmaligen Pfarrhausbränden, von den Pastorenfamilien Kruse und Greverus, von Konfessionsverhältnissen, von Hollandgängern, aber auch von den Regeln früherer Namengebung.

Als wichtige Voraussetzung für einen „Verkarter“ nannte Lüschen Ausdauer, Gelassenheit, Genauigkeit, Spürsinn, gute Kenntnisse der Orts- und Landesgeschichte sowie Erfahrungen in der Familienforschung. Eine modern betriebene Verkartungsaufgabe mündet zwangsläufig in die Einbeziehung heutiger Möglichkeiten neuzeitlicher Technik ein, also in die Benutzung und Verwertung von EDV-Anlagen und Computersystemen, wie es in der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde bereits geschieht. Ziel der Verkartung ist letztlich die Veröffentlichung von Ortssippenbüchern, die eine weitere Benutzung der Kirchenbücher überflüssig machen und daher auch zu ihrer Schonung beitragen. Um diese mühsame Aufgabe zu erreichen, sollte ein Kirchenbuchverkarter nach den Worten Lüschens in seine Arbeit „verliebt“ sein. Für solche idealistische Einstellung gibt er selbst ein erfreuliches Beispiel.

Pb: NWH 17. 12. 1988.

Literatur: Von der Kirchenbuchverkartung zum Ortssippenbuch (= Aktuelle Themen zur Genealogie, Heft 2), Limburg/Lahn 1957. - Walter Schaub: Dorf-

sippenbücher - Ortssippenbücher (im „Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung“, 9. Auflage, Neustadt/Aisch 1980, S. 181-191).

Dr. Dode Emken Müller (1822-1896), der erste Augenarzt des Oldenburger Landes

297. Vortrag am 14. 1. 1989 von Augenarzt Dr. med. Heinz Fischer, Cloppenburg

Mit diesem Thema schlug der Vortragende ein bisher unbekanntes Kapitel oldenburgischer Medizingeschichte auf, das einem zu Unrecht vergessenen verdienten Manne gewidmet war.

Dode Emken Müller war gebürtiger Jeverländer. Auf dem Hof Wayens bei Hohenkirchen kam er 1822 als Sproß einer Müller- und Bauernfamilie zur Welt. Er besuchte das Mariengymnasium in Jever und studierte darauf Medizin in Tübingen, Würzburg und Gießen. Nach seiner Promotion ging er zur Weiterbildung nach Zürich, bis er 1848 in die Heimat zurückkehrte. Zu seiner Einstellung als Militärarzt in Oldenburg sowie als Assistenzarzt am Peter-Friedrich-Ludwig-Hospital hatte er sich einem staatlichen Examen zu unterziehen. Schon damals offenbarten sich seine „seltenen chirurgischen Talente . . . , welche ihn zu einem nicht geringen Operateur“ befähigten. In den nächsten Jahren durchlief er die militärischen Rangstufen bis zum Oberstabsarzt und hatte neben der Krankenhaustätigkeit noch Zeit für eine freie Privatpraxis in seinem Hause Theaterwall 6 sowie für die Abfassung medizinischer Aufsätze. Vorübergehend (1851) war er auch nach dem damals oldenburgischen Birkenfeld abkommandiert.

Zu eben dieser Zeit begannen sich die verschiedenen Fachgebiete in der Medizin zu differenzieren, und insbesondere befand sich die Augenheilkunde auf dem Wege, sich von einer noch in mittelalterlichen Traditionen befangenen handwerklichen Kunst zu einer modernen medizinischen Wissenschaft zu entwickeln. Erst von 1851 an machten die Kenntnisse vom Bau und der Funktion des Auges Fortschritte. Hierzu trugen vor allem die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz (1850) und die Forschungen des genialen Berliner Augenarztes Professor Albrecht von Graefe bei.

Diese neue Entwicklung erregte die Aufmerksamkeit des fortschrittlichen Dr. Müller. Er entschloß sich als erster Arzt in Nordwestdeutschland zu einer speziellen Ausbildung in der Augenheilkunde und ließ sich 1854 zu einem Operationskurs nach Berlin bei von Graefe beurlauben. So konnte sich Müller früh mit den modernsten medizinischen Kenntnissen und neuzeitlichen Behandlungstechniken sowie mit Korrekturmöglichkeiten der Sehfehler mittels optischer Brillen vertraut machen.

Hatte Müller bisher vorwiegend als Chirurg gewirkt, daneben aber im Peter-Friedrich-Ludwig-Hospital auch auf allen anderen medizinischen Gebieten sich betätigt, so war er durch v. Graefe, den er 1861/62 zu einer erneuten



Fortbildung aufsuchte, dermaßen für das Augenfach begeistert, daß er sich fortan fast nur noch augenärztlich beschäftigte. Auch gewann ihn Graefe als Mitarbeiter für sein Publikationsorgan „Archiv für Ophthalmologie“. So war Oldenburg in der glücklichen Lage, schon früher als manche Großstadt (wie Bremen und Hamburg) einen Augenarzt mit moderner Ausbildung und Erfahrung zu besitzen.

Dr. Müller war auch Mitherausgeber des „Correspondenz-Blattes für Ärzte und Apotheker im Großherzogtum Oldenburg“. Seine darin veröffentlichten Beiträge zeigen das breitgefächerte Spektrum seiner medizinischen Interessen und Aufgaben. Im Krankenhausdienst war er 1867 mit dem Ausscheiden Dr. Goldschmidts dessen Nachfolger als Chef der Militärabteilung des Peter-Friedrich-Ludwig-Hospitals geworden.

An allen damaligen Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 hat Müller teilgenommen. Als er 1873 aus Frankreich zurückkehrte, fand er zu seiner großen Enttäuschung seinen Platz am Peter-Friedrich-Ludwig-Hospital besetzt. Erst als 1881 ein Lazarett in der Willersstraße errichtet wurde, fand er hier für die nächsten 14 Jahre ein neues Wirkungsfeld. Außerdem war er seit 1873 Leibarzt der großherzoglichen Familie.

Bei seinem Abschied aus dem aktiven Militärdienst 1894 wurde er zum preussischen Generalarzt 2. Klasse a. D. befördert. Er wurde dann, als um diese Zeit das Evangelische Krankenhaus gegründet wurde, dort der erste Chefarzt. Hier praktizierte er weiterhin, bis er am 19. Januar 1896 während einer ärztlichen Visite an plötzlichem Herzversagen verstarb.

Aus seiner Ehe mit Maria Christiane Wilhelmine Kaempff hatte er drei Kinder, von denen der älteste Sohn Professor Paul Müller-Kaempff (1855-1941) als Landschaftsmaler bekannt wurde. Er gilt als Entdecker des ursprünglichen Fischerdorfes Ahrenshoop bei Rügen, das sich zur Künstlerkolonie und zum Ostseebad entwickelte.

Dr. Dode Emken Müller sollte als erster und verdienstvoller Augenarzt Oldenburgs der Vergessenheit entrissen werden. Dem Vortragenden Dr. Heinz Fischer verdanken wir hierzu die Grundlagen.

Pb: NWH 18. 2. 1989.

Streiflichter aus Osternburgs Vergangenheit

298. Vortrag am 11. 2. 1989 von Pfarrer i. R. Heinrich Wö b c k e n, Oldenburg

Osternburg war einst Teil der Hausvogtei Oldenburg, die die Stadt Oldenburg als einen Kranz benachbarter Dörfer ringförmig umgab. Als südlicher Vorort grenzte Osternburg am Damm in Höhe der heutigen Straße Festungsgraben an den Stadtbereich. Dort verlief früher als Nebenarm der Hunte der Öljestrich, und unweit befand sich das Dammtor. Der südwärts führende Straßenzug, damals „äußerer Damm“ genannt, gehörte also zu Osternburg und hatte bürgerlich-städtisches Gepräge mit Handwerksbetrieben und Beamten-



wohnungen, während das übrige Osternburg durchweg landwirtschaftliche Struktur aufwies.

Mit dem Bau der Dreifaltigkeitskirche wurde Osternburg 1616 zur selbständigen Kirchengemeinde erhoben. Damals lebten dort etwa 300 Personen. Bis 1700 stieg die Einwohnerzahl aufs Doppelte, und um 1850, zu Beginn der Industrialisierung, wohnten dort bereits an die dreieinhalb Tausend Menschen. Heute umfaßt dieser im Jahre 1922 nach Oldenburg eingemeindete Stadtteil rund 30.000 Einwohner.

Am Ende des Damms befand sich an der Stelle des heutigen Staatsarchivs das Blaue Haus, einst Zollstätte. Der Küstenkanal wurde hier anfangs durch eine Steinbrücke und hölzerne Klappbrücke überquert, ehe 1927 die heutige Cäcilienbrücke gebaut wurde, zu ihrer Entstehungszeit die größte Hubbrücke Europas, heute ein technisches Baudenkmal. Etwas weiter westlich lag damals die Schleuse, wo sich heute die Anlagen der Schleusenstraße, etwa in Höhe der Bachstraße, hinziehen. Der Frachtschiffsverkehr auf dem Kanal wurde früher getreidelt.

Als Verbindungsstück zwischen der Dammsiedlung und dem bäuerlichen Reihendorf entlang der Cloppenburgener Straße entstanden nach 1800 eine Reihe repräsentativer Beamtenhäuser, die als klassizistische Vorstadtvillen noch heute ins Auge fallen. Nicht alle sind zwar in ihrer baulichen Substanz unverändert erhalten geblieben. Das sogen. Kettlersche Haus, Bremer Straße 15, wurde 1818 für den Kammerherrn Graf v. Münnich erbaut. Eine bedeutende schöngestige Persönlichkeit war der Kammerherr Alexander v. Rennekampff, dessen Wohnsitz Cloppenburgener Straße 9 neben der alten Kirche errichtet wurde. Er war mit den Brüdern Humboldt befreundet, korrespondierte mit Goethe und Schillers Witwe, und durch seine universale Bildung trug er wesentlich zur geistigen Entwicklung der Residenz bei. Weitere bekannte Namen wie v. Bülow oder v. Wedel standen mit Osternburg in enger Verbindung, daneben aber auch ein schlichter Zimmermeister Muck, der 1833 das klassizistische Haus Bremer Straße 25 mit dem säulengeschmückten Portal erbaute, das später der Rittmeister v. Wardenburg erwarb und zeitweise eine Polizeistation beherbergte. Übrigens hatte Muck im gleichen Jahr 1833 auf eigene Kosten das erste feste Theater in Oldenburg errichtet.

Die 1614-16 auf einer Warft erbaute Dreifaltigkeitskirche gilt nach dem Urteil vieler Oldenburger als schönstes Gotteshaus der Stadt. Der besondere Reiz liegt in der geborgenen Atmosphäre einer Dorfkirche, in der alles zueinander paßt: das alte Gestühl, die mit Bibeltexten und Hausmarken verzierten Emporen, die Bildwand des Altaraufsatzes, Kanzel, Taufstein, Epitaph und die kunstvoll bemalte Balkendecke. Auf dem Friedhof fällt als Besonderheit auf, daß alle alten Gräber geostet sind.

In die Zeit Graf Anton Günthers führt wie die Kirche auch der in der Nähe einst befindliche Lustgarten auf der Wunderburg zurück, der 1652 für seine Gemahlin angelegt wurde. Im barocken Zeitgeschmack enthielt der Garten zwischen Blumenbeeten und verborgenen Wegen allerlei Nymphen, eine Jungfrauenfigur als Fortuna, Springbrunnen sowie ein Laubenhäuschen. Die



Herrlichkeit währte jedoch nicht lange, bereits 1668 wurde die Anlage verkauft und bald danach aufgegeben.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts begann sich das Gesicht Osterburgs zu verändern. Das geschah zum einen durch die Garnisonierung des 1849 errichteten Dragoner-Regiments, für das 1856-59 an der Bremer Straße die Dragonerkaserne gebaut wurde. Das historische Backsteingebäude wurde 1980 abgebrochen und durch einen gelungenen Neubau in den alten Proportionen ersetzt. Natürlich brachte das Militär munteres Leben nach Osterburg, nicht nur beim Einzug „mit klingendem Spiel“, sondern auch zum Wochenende in die zahlreichen Gaststätten und Tanzlokale. Die adeligen preußischen Offiziere verkehrten im Offizierskasino, das später als Blindenheim zur Schulung mit Blindenhunden und danach als evangelisches Gemeindehaus diente.

Weitere Akzente setzte die Industrieansiedlung. Mit der 1845 gegründeten Glashütte im Ortsteil Drielake und der bald folgenden Warpsspinnerei stieg die Einwohnerzahl nicht nur sprunghaft in die Höhe, sondern im Gefolge kamen auch soziale Probleme und politische Spannungen. Für den Absatz der Glaserzeugnisse wurde die Oldenburgisch-Portugiesische Dampfschiffs-Rhederei gegründet, die heute noch in Hamburg existiert. Als weiterer Industriebetrieb ist die Schiffswerft von Brand erwähnenswert, da sie seit über 130 Jahren leistungsfähige Schiffe baut und heute noch in Produktion steht, während Glashütte und Warpsspinnerei vor einigen Jahren ihre Pforten schließen mußten.

Zum Bilde Osterburgs gehören auch Oldenburgs Judenfriedhof und das düstere Kapitel zweier Konzentrationslager-Nebenstellen, aber ebenso das alte Kloster Blankenburg als Stätte 700jähriger sozialer Fürsorge am Menschen. Daß der Vortragende selbst 35 Jahre lang im Dienst an seiner Osterburger Gemeinde stand, deren Entwicklung er in Humor-gewürzter Darstellungsgabe vortrug, ist sicher auch eine Seite in dieser Chronik.

Pb: NWH 18. 3. 1989.

Adelsgüter des Kreises Vechta in Geschichte und Gegenwart

299. Vortrag am 11. 3. 1989 von Rektor a.D. Franz Hellbernd, Vechta

Im Gegensatz zum nördlichen Landesteil haben sich in Süddoldenburg zahlreiche Adelsgüter bis heute erhalten. Allein im Kreis Vechta gab es noch im 19. Jahrhundert über zwanzig Güter. Die große Zahl der Adelshöfe steht im Zusammenhang mit den vielen Burgmannsstellen in Vechta. Ihre Anfänge reichen bis in die fränkisch-karolingische Zeit zurück. Manche Adelsgüter sind dagegen in späteren Jahrhunderten durch Zusammenlegen von Bauernhöfen entstanden. Umgekehrt kam es auch vor, daß Adelshöfe zerstückt wurden und in bäuerlichen Besitz zurückfielen.

In der Gemeinde Langförden gehört das Gut *Bomhof* zu den ältesten unserer Heimat. Ursprünglich Stammsitz der Herren von Spredowe, wechselte er



häufig den Besitzer und kam zuletzt an die Familie von Fricken, die das Herrenhaus zu einem reizvollen Gutsgebäude erweiterte. In der Nähe liegt das im 13. Jahrhundert von einem Vechtaer Burgmann gegründete Gut Vardel, das lange im Besitz der Schleppegrells war, seit 1849 Ellerhorst. Das alte Gutshaus wurde 1850 abgebrochen und unweit ein neues Gebäude unter Verwendung alten Fachwerks errichtet. Das ebenfalls in der Gemeinde Langförden befindliche ehemalige Gut Strohe, einst Sitz der Familie Rusche, wurde 1830 aufgeteilt und das alte Herrenhaus bald danach ein Opfer der Flammen.

In der Nähe von Vechta kam Gut F ü c h t e l 1331 durch einen Gütertausch mit den Oldenburger Grafen an die bislang in Dreibergen am Zwischenahner Meer beheimateten Herren von Elmendorff. Über 550 Jahre lang blieb Füchtel durch 17 Generationen im Besitz dieses schließlich zu Freiherren von Elmendorff erhobenen Geschlechts, das auch Eigentümer weiterer Güter der Umgebung war. Seit 1908 gehört dieser idyllisch gelegene Adelssitz mit der gediegenen Einrichtung und einer wertvollen Bibliothek der einheiratenden Familie Graf v. Merveldt. Haus und Park sind von Gräften doppelt umschlossen, die die Gesamtanlage noch heute als einstige Wasserburg mit Zugbrücke und Tordurchfahrt kennzeichnen.

Im Bereich der Stadt Vechta liegt auch das 1645 in Fachwerk erbaute Gutshaus Welp e am Mühlenteich, heute eine gern besuchte Gartenwirtschaft. Ihre Besitzer haben häufig gewechselt, 1773 verkauft an v. Elmendorff auf Füchtel, heute Graf v. Merveldt.

Das um 1400 durch Hermann v. Elmendorff errichtete ehemalige Gut Brettberg in der Bauerschaft Südlohne gehörte nach mehrfachem Wechsel lange Zeit der Familie von Dorgelo. Aus diesem Adelshof stammt der münstersche Domprobst Otto v. Dorgelo († 1625), der die Gegenreformation im Amte Vechta betrieb und daher als „Säule des Katholizismus“ galt. Sein prächtiges Grabmal schmückt den Dom in Münster. Seit 1877 ist Gut Brettberg, das nach einem Brand 1895 neue Gebäude erhielt, Eigentum der Familie Gellhaus.

Gut H o p e n bei Lohne, um 1480 entstanden, war anfangs ein Besitz der Familie v. Dinklage, kam 1591 an die Familie v. Haren und 1805 an die Familie v. Galen. Die Burg, heute Eigentum des Grafen Kerssenbrock, diente zeitweise als Jugendherberge.

Gut I h o r s t in der Gemeinde Holdorf ist ebenfalls eine Gründung der Familie v. Dinklage und vererbte sich nacheinander an die Familien v. Schade, v. Lipperheide und v. Ascheberg; seit 1882 im Besitz des Grafen v. Spee. Das aus dem 16. Jahrhundert stammende Herrenhaus ist von einem breiten Burggraben umgeben; die barocke Burgkapelle von 1747 ist vielleicht von Schlaun erbaut worden.

Die Burg Dinklage, einer der ältesten Herrensitze des Oldenburger Münsterlandes, geht wahrscheinlich auf eine Anlage der fränkischen Zeit zurück. Das einheimische Adelsgeschlecht v. Dinklage ist hier seit 1231 bezeugt und verfügte über ausgedehnten Besitz. Um 1403 wurden hier vier neue Bur-



gen errichtet, von denen nur noch die Diedrichsburg als jetzige Burg und die ehemalige Herbordsburg als jetzige Rentei stehen. 1664/1667 erwarb die Familie v. Galen sämtliche Güter, und der berühmte „Kanonenbischof“ Christoph Bernhard v. Galen zu Münster erhob 1667 die Besitzung mit dem Kirchspiel Dinklage und der Bauerschaft Brockdorf zur „Herrlichkeit Dinklage“, die bis 1827 Bestand hatte. Die sich als mächtige Wasserburg aus dem 17. Jahrhundert präsentierende Diedrichsburg diente der Familie v. Galen als Wohnung. Seit 1946 haben hier die Benediktinerinnen eine neue Heimat gefunden.

Das Gut **Bakum** war lange Wohnsitz der Familie (von) Voß (seit 1527) und v. Ascheberg (seit 1699), bis es 1867 verkauft und zerstückelt wurde. Weitere Adelssitze in der Gemeinde Bakum waren Gut **Lohe**, Eigentum der Herren von dem **Bussche**, Gut **Harne**, ein Besitz der Familie v. Mönlich, später (1725) v. Galen, sowie drei Güter in der Bauerschaft Südholz.

Von den ehemals neun Adelsgütern in der Gemeinde Bakum ist **Daren** als einziges noch erhalten. Im 14. Jahrhundert gegründet, waren hier nacheinander die Familien v. Sutholte, v. Lutten und v. Kobrink ansässig. 1728 erbte Otto v. Schade auf Huntlosen das Gut Daren, dessen Tochter 1741 Georg Wilhelm v. Frydag aus dem Hause Gödens heiratete. Dieser erbaute 1752/53 im barocken Stil das heutige Herrenhaus als Wasserschloß-Anlage; seitdem bis heute im Familienbesitz der Freiherren v. Frydag, die übrigens, dies sei als Besonderheit angemerkt, dem evangelischen Glauben angehören.

Wirtschaftliche und genealogische Verbindungen der Güter und ihrer Gutsherren untereinander führten häufig zum Mehrfachbesitz einzelner Familien. Aber nicht alle konnten sich auf Dauer behaupten, etliche Güter verfielen und wurden aufgelöst. Auffällig sind die vielen familiären Beziehungen zwischen den Adelsgeschlechtern in Nord- und Südoldenburg bereits zu Zeiten, bevor das „Oldenburger“ Münsterland oldenburgisch wurde. Einige der früheren Gutsherren künden auf ihren Grabplatten und Epitaphien in voller Lebensgröße immer noch von dem verschwundenen Glanz ihrer Tage, vielleicht sogar in der rechten Erkenntnis, wie auf dem Grabstein des Moritz v. Schleppegrell 1663 zu lesen:

„Der Tod macht alle Menschen gleich,
in allen Ständen beide arm und reich.“

Pb: NWH 15. 4. 1989.

Literatur: Mehrere Beiträge über die betr. Adelsgüter aus der Feder von Franz Hellbernd in „Oldenburg, ein heimatkundliches Nachschlagewerk“, Vechta 1965. - Ders.: Alte Grabplatten und Epitaphe in Südoldenburg (im „Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland“, Jg. 1973, 1974, 1975).

Studentenstambücher, eine kulturgeschichtliche Quelle auch für Familienforscher

300. Vortrag am 15. 4. 1989 von Apotheker Wolfgang Büsing, Oldenburg

Die 300. Jubiläumsveranstaltung widmete sich den Studentenstambüchern, womit Freundschaftsbücher bezeichnet werden, in die sich Freunde, insbesondere während der Studentenzeit, zur bleibenden Erinnerung eintrugen. Diese jahrhundertlang geübte Sitte lebt heute noch, wenn auch in gewandelter Form und von einem anderen Personenkreis gepflegt, in den Poesiealben der jungen Mädchen fort.

Studentenstambücher hat man seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts geführt. Die meisten Stambücher gehören dem akademischen Bereich an, und zwar vornehmlich in den protestantischen Ländern. Einst zählte das Stammbuch zum notwendigen Reisegepäck des Studenten.

Die Stambücher waren im typischen Querformat mit goldverziertem Leder einband, mit Goldbordüren und Goldschnitt kostbar gestaltet, sollten sie den Eigentümer doch durchs ganze Leben begleiten und von seinem Freundeskreis künden. Später wurden auch lose Blätter verwendet, die man in Kassetten und im Schubert aufbewahrte. Um 1800 kamen statt der leeren Blätter auch bevorzugt die Kupferstichserien mit Landschaften, Stadtansichten, Gebäuden oder Allegorien in Mode, die man rückseitig oder auch vorderseitig beschrieb.

Die Eintragungen enthalten durchweg einen Vers oder Spruch, häufig ein literarisches Zitat eines klassischen Dichters oder stattdessen einen fröhlich-humorvollen Reim. Es folgt die persönliche Widmung mit Namen, Heimatort und Studienfach bzw. Beruf des Eintragenden sowie Ort und Datum. Gern wurden auch Wahlsprüche sowie studentische Zeichen und Zirkel hinzugefügt. Beliebt waren die sogen. Memorabilia, womit an gemeinsame Erlebnisse, Ausflüge, studentische Streiche erinnert wurde, die also durch ihre persönliche Aussage bedeutsam sind. Gelegentlich hat der Stammbuchinhaber nachträgliche Notizen über Eigenschaften, burschenschaftliche Aktivitäten und spätere Schicksale der Freunde hinzugefügt.

Entsprechend der akademischen Umgangssprache wurden die frühen Stambücher in Latein geführt, mitunter auch in Griechisch und Hebräisch. Erst allmählich setzte sich im Stammbuchgebrauch die deutsche Sprache durch, daneben finden sich aber auch andere europäische Sprachen wie Französisch, Englisch, Holländisch, Dänisch, nicht zu vergessen auch Plattdeutsch.

Neben berühmten Autographen machen Bildbeigaben in den Stambüchern die eigentliche Kostbarkeit der Alben aus. Qualitativ kann man dabei der ganzen Bandbreite von schlichter Laienmalerei bis hin zum hochrangigen Kleinkunstwerk begegnen, immer aber stellen diese reizvollen Illustrationen willkommene Einblicke in frühere Lebensart dar, ob es sich nun um Land-

schaftsbilder, Jagdszenen, studentische Geselligkeit, Freundschaft und Liebe, humoristische Szenen oder Allegorien handelt. Frühe Alben sind häufig mit Wappen verziert, während sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert die Technik der Silhouetten und Scherenschnitte als beliebter Stammbuchschmuck durchsetzte.

Der Wert und besondere Reiz der Stammbücher liegt einmal in der persönlichen Aussage der einzelnen Blätter, die sich so menschlich darbieten wie sonst kaum andere Dokumente der Vergangenheit. Sie besitzen aber auch gleichermaßen genealogische, studentengeschichtliche wie auch literarische Bedeutung. Daher gibt es heute z. T. große Stammbuchsammlungen in vielen Bibliotheken, Archiven und Museen. Längst sind Studentenstammbücher zum wissenschaftlichen Thema geworden, wovon eine umfangreiche Literatur zeugt. Seit Jahrzehnten hat der Vortragende in den Publikationen der OGF zahlreiche Auswertungen oldenburgischer Stammbücher veröffentlicht. Hinzuweisen ist auch auf den umfänglichen Katalog der Stammbuchsammlung im Staatsarchiv Oldenburg in der Bearbeitung von Dr. Harald Schieckel. Eine Reihe von Lichtbildern und literarischen Beispielen ergänzte den Eindruck, daß Stammbücher mit der Fülle ihrer individuellen Eintragungen, ihrer Verse und Prosa, ihrer Vielsprachigkeit, ihrer Aquarelle und Stiche, ihrer Wappen und Silhouetten und mit ihrer kostbaren Ausstattung einen zauberhaften Reiz auszuüben vermögen.

Pb: NWH 20. 5. 1989.

Literatur: Hugo Schünemann: Stammbücher (= 15. Literaturbericht, 1965, in „Schriftumsberichte zur Genealogie“, Band 2, S. 67-108).

Heinrich der Löwe und seine Nachfolger - Norddeutschland als neue Heimat der Welfen

301. Vortrag am 28. 10. 1989 von Prof. Dr. Bernd Schneidmüller, Oldenburg

Aufstieg, Krise und Konsolidierung welfischer Herrschaft im Hochmittelalter kennzeichnen den Weg historischen Wandels eines traditionellen Selbstverständnisses zu neuorientierter Familienpolitik. Ursprünglich in Italien und Süddeutschland angesessen, trat die seit dem 8. Jahrhundert nachweisbare Familie der Welfen mit der Erringung der Herzogswürde in Kärnten und Bayern in die große Politik ein. Im 12. Jahrhundert vollzog sich mit vorteilhaften politischen Heiraten ihr Aufstieg und ihre Übersiedlung in den norddeutschen Raum. Heinrich der Schwarze und sein Sohn Heinrich der Stolze heirateten Prinzessinnen aus sächsischen Adelsfamilien, wodurch den Welfen mit dem Erbe der Billunger, Northeimer und Brunonen das sächsische Stammesherzogtum zufiel. Heinrich der Stolze durfte als Schwiegersohn Kaiser Lothars von Süpplingenburg auch dessen Nachfolge auf dem Königsthron erhoffen. Die Wahl des Staufers Konrad 1138 bildete indessen den Ausgangspunkt für den langen Konflikt zwischen Staufern und Welfen, aber immerhin verei-



nigte Heinrich der Stolze mit den beiden Herzogtümern Sachsen und Bayern eine ungeheure Machtkonzentration, die von der Nordsee bis zum Mittelmeer reichte.

Der einzige Sohn und Nachfolger Heinrich der Löwe behauptete, obwohl in Opposition zu seinem Vetter Kaiser Friedrich Barbarossa stehend, zunächst seine Lehnrechte über die Herzogtümer Sachsen und Bayern. Er erstrebte die Stärkung der Herzogsgewalt und die Mehrung welfischen Besitzes in Sachsen, wo er Braunschweig zur Residenz ausbaute. Die Rivalität zum Kaiser gipfelte bekanntlich 1180 in der Absetzung des Löwen; Bayern wurde an die Wittelsbacher vergeben und das Herzogtum Sachsen zerschlagen. Dem Löwen blieb nur der welfische Eigenbesitz um Braunschweig-Lüneburg, aber sein ganzes Wirken galt nun der Wettmachung des Prestigeverlustes. In den politischen Karrieren seiner Söhne gelang dies vorübergehend: Heinrich wurde Pfalzgraf bei Rhein, und Otto wurde 1198 zum König bzw. 1209 zum Kaiser gekrönt. Doch bald unterlagen die Welfen dem Staufer Friedrich II., und nur ein männlicher Erbe, Otto das Kind, überlebte das politische Desaster des Hauses.

Im Jahre 1235 kam eine Einigung zwischen beiden zustande, indem das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg als Reichsfürstentum neuen Typs konstituiert wurde, das trotz mancher territorialer Veränderungen bis 1946 als selbständiges Staatsgebilde bestand.

In der neuen Heimat fanden die Welfen entsprechend ihrer politischen Neuorientierung erstaunlich rasch zu einem veränderten Selbstverständnis, wie sich an der welfischen Hausgeschichtsschreibung, an mittelalterlichen genealogischen Bildtafeln sowie an plastischen Darstellungen zeigen läßt. Hatten die süddeutschen Welfen ihren Geltungsanspruch noch auf den europäischen Wurzeln einer weit in die Vergangenheit reichenden Traditionskette gegründet, so betonten die norddeutschen Nachkommen, nachdem sie an die Spitze des Sachsenstammes getreten waren, nun ihre politische Legitimation durch die genealogischen Verbindungen ihrer Familie zur sächsischen Oberschicht sowie zum europäischen Hochadel, dem man sich ebenbürtig fühlte. Diese Tendenz bestätigen berühmte Bilderhandschriften, wie z. B. das Evangeliar Heinrichs des Löwen. Die dabei selektiv herausgestellte Abstammung von Kaisern und Königen, wobei man auf die süddeutschen welfischen Vorfahren leichten Herzens verzichtete, diente einzig der Legitimation eigenen monarchischen Anspruchs.

Damit steht im Einklang, daß die Welfen ihre frühere Grablegetradition im süddeutschen Kloster Weingarten aufgaben und nach Norddeutschland verlegten. Schon Heinrich der Stolze fand sein Begräbnis an der Seite des kaiserlichen Schwiegervaters in Königslutter, und seit Heinrich dem Löwen hatten die Welfen ihre kultische Mitte im Braunschweiger Pfalzstift St. Blasius. Passend dazu beginnt die Welfenerinnerung in den Braunschweiger liturgischen Handschriften unter Verzicht auf die Pflege süddeutscher Traditionen erst mit Heinrich dem Stolzen. Man verstand sich vollends als norddeutsches Geschlecht.



Ganz auf sächsische Tradition eingestellt sind auch eine Halberstädter Pergamenthandschrift sowie ein Figurenzyklus am Braunschweiger Rathaus, beide aus dem 15. Jahrhundert. Sie zeigen als Herrschaftsprogramm Widukind bzw. die Liudolfinger als legitime Amtsvorgänger bzw. Vorfahren des Welfenstammes. Hier deutet sich bereits ein Wandel an, der von der Familien- und Dynastengeschichte zur Landesgeschichte übergeht.

Pb: NWH 18. 11. 1989

Vgl. Vortrag 248.

Die Künstlerfamilie Tischbein, eine erbbiologische und genealogische Betrachtung

302. Vortrag am 18. 11. 1989 von Dr. med. Wolfgang Bonorden, Bremen

Wie die Musikerfamilie Bach zeichnet sich die Familie Tischbein durch eine ungewöhnliche künstlerische Vererbungskraft aus, die sich über mehrere Generationen erstreckt. Aus diesem Familienkreis gingen, unter Einbezug von Töchternachkommen, über vierzig z. T. ganz hervorragende Künstler hervor, die zwischen Neapel und Kopenhagen, zwischen Paris und Petersburg, zwischen Haag und Triest, ja sogar in der Walachei anzutreffen waren. Einige von ihnen traten in enge Beziehung zu Oldenburg und seinem Herrscherhaus.

Die Tischbeins sind hessischen Ursprungs und seit 1447 als Bäckerfamilie in Marburg nachweisbar. Einer nach Haina bei Kassel abzweigenden Linie entstammte der dortige Hospitalbäcker Johann Heinrich Tischbein (1683-1764), der Stammvater der Künstlerdynastie, der seine Mußestunden mit Drechseln und Tischlern ausfüllte und kunstreiche Stickvorlagen zeichnete. Seiner Ehefrau Susanne Margarethe Hinsing (1690-1772), die eine weithin bekannte Stickschule führte, und ihrer Abstammung von handwerklich-technisch begabten wie auch von feingeistig gebildeten Familien glaubt der Vortragende die künstlerische Befähigung der Tischbein-Nachkommen zuweisen zu können. Dabei soll ein Urgroßvater Johann Lindau als Färbermeister die Schlüsselrolle für den ausgeprägten Tischbeinschen Farbensinn spielen.

Von den neun Kindern aus der 1711 geschlossenen Ehe Tischbein-Hinsing wurden fünf Söhne Maler, und sämtliche neun Kinder hatten unter ihren Nachkommen künstlerisch befähigte Maler. Diese auffällige Häufung an künstlerischer Begabung hat sich in den folgenden Generationen fortgesetzt, insgesamt sind in jenem Familienkreis 41 Persönlichkeiten als Hofmaler, Akademiedirektoren, Lehrer und Professoren der Zeichenkunst, Landschafts-, Blumen-, Tier- und Porträtmaler, Kupferstecher, Architekten und Baumeister künstlerisch tätig gewesen.

Der Beginn der Malerdynastie Tischbein fällt in das Jahr 1729, als der 14jährige Johann Valentin Tischbein (1715-1768) mit ersten Zeichnungen auffiel. Sein Talent wurde schulmäßig ausgebildet, und er wirkte als geschätzter Por-



trätmalers und Lehrer lange in Holland, später als Hofmaler in Laubach bei Darmstadt. Während seine Malweise noch der Stilrichtung des Barock entsprach, huldigten seine jüngeren, von ihm angeleiteten Brüder bereits dem Rokoko und dem Zopfstil.

Unter diesen ragt Johann Heinrich Tischbein der Ältere (1722-1789) als Berühmtester der ersten Malergeneration heraus. Nach ausgezeichneter Ausbildung in Paris, Venedig und Rom wurde er Hofmaler, Professor und Direktor der Kunstakademie in Kassel. Er galt als einer der besten Maler des 18. Jahrhunderts und wurde mit Aufträgen überhäuft. Das Verzeichnis seiner im französischen Kunstempfinden ausgeführten Bilder nennt über 500 Werke. Weitere Brüder waren Johann Anton Tischbein (1720-1784), der eine Malerschule in Hamburg errichtete und ein Lehrbuch „zur Erlernung der Malerei“ herausgab, Johann Jacob Tischbein (1725-1791), Landschaftsmaler in Hamburg und Lübeck, sowie Anton Wilhelm Tischbein (1730-1804), Hofmaler in Hana.

In der zweiten Malergeneration erlangten zwei Künstler besondere Berühmtheit. Johann Friedrich August Tischbein (1750-1812), Sohn von Johann Valentin, wurde Hofmaler in Arolsen, später Professor und Direktor der Kunstakademie in Leipzig. Seine Porträts sind in der Malweise des ausgehenden Rokoko gehalten und zeichnen sich durch leuchtende, kräftige Farben, mitunter auch durch zarte, gefällige Art sowie durch anmutig-vornehme Auffassung aus. Manche sehen in ihm den bedeutendsten aller Tischbein-Maler überhaupt.

Mit ebenfalls außergewöhnlicher Begabung versehen war sein Vetter Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751-1829), der als der „Neapolitaner“ oder auch als Goethe-Maler in die Kunstgeschichte einging. Er durchlief die Malerschulen seiner Onkel in Hamburg und Kassel, hielt sich einige Zeit in Bremen auf, wo er mit seinem Vetter, dem Kupferstecher Georg Heinrich Tischbein, zusammentraf, und studierte in Holland die niederländische Malerei. Sein unstetes Leben führte ihn dann über Berlin zwanzig Jahre nach Italien. In Rom weilte Goethe 1786 bei ihm als Gast, und seitdem verband ihn eine herzliche Freundschaft mit dem Dichter. Aus dieser Zeit stammt sein bekanntes Bild „Goethe in der Campagna“. In Neapel war Wilhelm Tischbein zehn Jahre Direktor der königlichen Malerakademie. Nach weiteren Stationen in Kassel und Hamburg ging er 1808 endlich nach Eutin als Hofmaler des Herzogs Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg. Hier schuf er eine Reihe größerer Werke zur Ausschmückung der Schlösser in Oldenburg und Eutin sowie den berühmten Idyllenzyklus, womit er sich bleibenden Ruhm erwarb.

Der Zweiten Malergeneration gehörte auch sein Vetter Ludwig Philipp Strack (1761-1836) an, Sohn des Hospitalbäckers in Haina Johann Heinrich Strack und der Louise Margarethe Tischbein. Ludwig Philipp Strack wurde Hofmaler in Oldenburg. Er und seine Kinder, die Blumenmalerin Helene Strack (1793-1853) und der Porträtist Ludwig Strack (1806-1871), haben das künstlerische Leben ihrer Zeit in Oldenburg beeinflusst und mitgestaltet. Ein weiterer Sohn, Oberbaurat Heinrich Strack (1801-1880), hat als Baumeister der



klassizistischen Epoche das Gesicht Oldenburgs mitgeprägt (z. B. Militärschule am Pferdemarkt, Alte Wache, Peter-Friedrich-Ludwig-Hospital). Wiederum dessen Sohn Heinrich Strack (1841-1912) war Professor an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg.

Im Rahmen dieser Berichterstattung ist es nicht möglich, sämtliche 41 Künstler dieses Familienkreises zu erwähnen. Während die künstlerische Begabung der Tischbein-Maler (also im namengebenden Mannesstamm) über drei Generationen hinweg reichte, um dann nach etwa hundert Jahren allmählich zu versiegen, fließt die Vererbungskraft über Töchternachkommen in weitere Familien bis zur 6. Generation. Dabei treten die Namen Strack, Geldmacher, Unger, Pforr, Roentgen und Pinder in den dargestellten Familienkreis. Es bedarf der ausdrücklichen Erwähnung, daß seit dem 18. Jahrhundert auch etliche Töchter der Familie zu den ausübenden Künstlern gehörten.

Familiensinn und Zusammengehörigkeitsgefühl waren in der Tischbeindynastie ausgeprägt, gegenseitige Schulung und Unterstützung in künstlerischen Dingen selbstverständlich. Die Verbindung mit ihrer hessischen Stammheimat hielt die Familie immer aufrecht, besonders mit Kassel, wo ihr großes Vorbild Johann Heinrich Tischbein Direktor der Maler- und Bildhauerakademie war. Viele Kunstwerke der Familie sind heute in wichtigen europäischen Galerien zu bewundern. Oldenburg kann sich glücklich schätzen, in seinem Landesmuseum einen bedeutenden Fundus dessen zu besitzen.

Pb: NWH 16. 12. 1989

Literatur: Hermann Mildenerberger: Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, Goethes Maler und Freund, Beiträge und Ausstellungskatalog, Neumünster 1986.

Jahresbericht der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde für 1989

Die Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde (OGF) hat ihre Arbeiten im Jahre 1989 in bisheriger Weise fortgesetzt. Dabei wurden insbesondere die Aufgabenbereiche Veröffentlichungen, Vortragsveranstaltungen und Kirchenbuchverkartung gepflegt. Im 31. Jahrgang unserer Schriftenreihe „Oldenburgische Familienkunde“ konnten neue Arbeiten unserer Mitglieder publiziert werden: Werner Barre verfaßte die „Genealogischen und historischen Nachrichten über die Familien Muhle und Frisius von Pastor Diedrich Konrad Muhle (1780-1869)“, Heinz Holzberg legte seine Chronik „Familie Holzberg aus Goslar“ vor, und Wolfgang Büsing setzte die Dokumentation der Vorträge der OGF für die Jahre 1984 bis 1989 fort.

Weitere Forschungsergebnisse unserer Mitglieder liegen als Typoskripte vor, so von Hans-Georg Boyken die „Stammlisten für die Familien Boyken, Cordes, Eilers, Janssen, Jürgens, Kröger, Schmertmann, Timmermann, Wilken aus Vreschen-Bokel, Gemeinde Apen“; von Hans Hermann Francksen Band II (Tossens) seiner „Geographischen Entwicklung und Siedlungsgeschichte der Kirchengemeinden Langwarden und Tossens“; von Gerhard Heile die fast 1200 Seiten umfassende „Geschichte des Hofes und der Familie Heile, Holtorf (bei Harpstedt)“; von Günter Wachtendorf „Die Familien Gauer und Hoffmann in Stanislau, Schmiegel und Oldenburg-Hundsmühlen“ sowie die „Namensträger Wachtendorf, ihre Familien und Abstammung“.

Der Arbeitskreis für Kirchenbuchverkartung traf sich im April 1989 zu einer Arbeitstagung, wobei u. a. Probleme der EDV-Anwendung, Standardisierung des Computer-Programms, Gestaltung von Ortssippenbüchern, Koordinierung durch Großrechner und Mikrofilmbenutzung besprochen wurden. Die Ergebnisse schreiten zügig voran, und als sehr positiv ist die Zusammenarbeit mit der Universität Oldenburg zu werten.

Die Vortragsreihe der OGF wurde mit 6 Veranstaltungen fortgesetzt:

- 297 Dr. med. Heinz Fischer, Cloppenburg: „Dr. Dode Emken Müller (1822-1896), der erste Augenarzt des Oldenburger Landes“ (14. 1. 1989, mit Lichtbildern)
- 298 Pfarrer i. R. Heinrich Wöbcken, Oldenburg: „Streiflichter aus Osternburgs Vergangenheit“ (11. 2. 1989, mit Lichtbildern)
- 299 Rektor a. D. Franz Hellbernd, Vechta: „Adelsgüter des Kreises Vechta in Geschichte und Gegenwart“ (11. 3. 1989, mit Lichtbildern)
- 300 Apotheker Wolfgang Büsing, Oldenburg: „Studentenstammbücher, eine kulturgeschichtliche Quelle auch für Familienforscher“ (15. 4. 1989, mit Lichtbildern)



- 301 Prof. Dr. Bernd Schneidmüller, Oldenburg: „Heinrich der Löwe und seine Nachfolger, Norddeutschland als neue Heimat der Welfen“ (28. 10. 1989, mit Lichtbildern)
- 302 Dr. med. Wolfgang Bonorden, Bremen: „Die Künstlerfamilie Tischbein, eine erbbiologische und genealogische Betrachtung“ (18. 11. 1989, mit Lichtbildern)

Als Höhepunkt kann die 300. Jubiläumsveranstaltung am 15. April 1989 herausgestellt werden. Der Herr Oberbürgermeister der Stadt Oldenburg, Horst Milde, gab durch seine Anwesenheit der Versammlung einen festlichen Charakter und zeichnete den Vorsitzenden der OGF, Wolfgang Büsing, „in Anerkennung seiner Verdienste um die Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde“ mit dem Großen Stadtsiegel aus.

Aus unserem Mitgliederkreis wurden 1989 Hans Hermann Francksen und Dr. Enno Meyer mit der Überreichung der Landschaftsmedaille und Dr. Dieter Zoller mit der Ehrengabe der Oldenburgischen Landschaft geehrt.

Im Mai 1989 fand in Nordenham der Familientag des Familienverbandes Tantzen mit etwa 70 Teilnehmern statt. Im September kamen in Ganderkesee über 50 Namensträger Warfelmann zu einem ersten Familientreffen zusammen. - Der Vorsitzende der OGF, Wolfgang Büsing, nahm im September 1989 am 41. Deutschen Genealogentag in Bonn und im Oktober 1989 an der Jahrestagung der Familienkundlichen Kommission für Niedersachsen und Bremen in Hildesheim teil. Büsing ist Beiratsmitglied beider Gremien.

Mehrere Mitglieder konnten 1989 hohe Festtage begehen. Soweit uns bekanntgeworden, wurden 90 Jahre alt: Dr. Walter Suhren; 85 Jahre: Adolf Buttelman, Dr. H. Jochen Fischer, Dr. Hans Gehrels, Ursula Harmjanz und Wilhelm Herbrechtsmeier; 80 Jahre: Johann Edo Backhaus, Hanna Cornelßen, Karl König, Hans Mahrenholtz und Hans Meiners; 75 Jahre: Edo Ahrien, Heinz Grashorn, Heinz Holzberg, Josef Hürkamp, Johann Diedrich zu Jeddelloh, Wilfried Niemann, Hans von Seggern, Johann Toelstede und Harald von Wicht; 70 Jahre: Hermann Fischer, Werner Harms und Heinrich Oldigs; 65 Jahre: Haimar Brünger, Walter Denis, Elisabeth Jahn, Kurt Müsegades und Eilert Viet.

1989 verlor die OGF 5 ihrer Mitglieder:

Jürgen Eichler, Dortmund
 Otto Lachmann, Oldenburg († 11. 7. 1989)
 Marlies Nietfeld, Freiburg
 Theda Schuh, Esens († 14. 10. 1989)
 Harry Wilters, Rastede



An Neuanmeldungen können wir 14 Personen bekanntgeben:

Bohlke, Franz-Josef, Lautenthalstraße 19, 3300 Braunschweig
Funk, Gottfried, Tulpenweg 5, 2910 Westerstede
Glaeseker, Heike, Kleine Wehe 22, 2903 Bad Zwischenahn
Harders, Edzard, Gotenstraße 9, 2900 Oldenburg
Harms, Dieter, Kornstraße 77, 2940 Wilhelmshaven
Heinsen, Heiko, Am Pool 19, 2905 Edeweicht-Süddorf
Kaiser, Werner, Weddigenstraße 46, 2900 Oldenburg
Krüger, Wilke, Rahrumer Straße 29, 2942 Jever 3
Martens, Erich, Ammerländer Straße 77, 2906 Wardenburg
Mendrok, Harm-Christian, Greifswalder Straße 3, 2900 Oldenburg
Osterthum, Claus, An den Voßbergen 73, 2900 Oldenburg
Radler, Franziska, Haarenufer 14, 2900 Oldenburg
Sierhaus, Walter, Depkenstraße 29, 2800 Bremen 1
Wessels, Winfried, Wittenheimstraße 39, 2910 Westerstede-Felde

Ende 1989 beträgt unser Mitgliederbestand 305 Personen.

Wie immer bitten wir an dieser Stelle um die pünktliche Überweisung des Jahresbeitrags für 1990, der weiterhin unverändert 20,- DM beträgt. Wer unsere Arbeit durch eine Spende fördern möchte, sei dafür besonders bedankt! Ihre Überweisung erbitten wir auf unser Konto Nr. 144 1608500 bei der Oldenburgischen Landesbank (BLZ 280 200 50). (Das Postscheckkonto dieser Bank lautet 319-302 Hannover). Bei Überweisungen aus dem Ausland verwenden Sie bitte Euroschecks in DM-Währung.

Wolfgang Büsing
Vorsitzender
Lerigauweg 14, 2900 Oldenburg

Wir empfehlen unseren Lesern:

Die deutsche Schrift, The German Script, Ein Übungsbuch, von Fritz Verdenhalven, Verlag Degener u. Co., Neustadt an der Aisch 1989, 151 Seiten, 66 Abb., Leinen, DM 28,50.

Dieses nützliche Buch dient einzig dem wichtigen Zweck, in die „deutsche Schrift“ einzuführen und anhand verschiedener Übungstexte, denen die Drucktexte gegenüber gestellt sind, schrittweise das Lesen dieser speziell deutschen Schreibschrift zu lernen und mühelos zu beherrschen. Da nicht nur private Korrespondenz oder Tagebücher, sondern auch amtliche Archivalien bis etwa zur Mitte unseres Jahrhunderts durchweg die „deutsche“ Handschrift tragen, ist ihre Kenntnis für jeden erforderlich, der historische Forschungen unternehmen oder auch nur die Briefe seiner Großeltern entziffern will. Da die deutsche Schrift 1941 aus dem Lehrplan der Schulen gestrichen wurde, wird der Kreis derer, die sie noch beherrscht, ständig kleiner. Hier hilfreich einzusetzen, ist die lobenswerte Absicht des Buches, das auch eine englische Übersetzung des Einführungstextes bietet und wärmstens empfohlen sei.

Familiennamen-Register zur Wappensammlung Kulp (= Veröffentlichungen der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover, Band 7), hg. von Hans-Jürgen Kernchen, Verlag August Lax, Hildesheim, VI + 316 Seiten, kartoniert, DM 56,-.

Unsern heraldisch interessierten Mitgliedern sei der Hinweis gegeben, daß die Wappensammlung Kulp, die sich seit 1971 in der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover befindet, nun durch ein gedruckt vorliegendes Namenregister erschlossen ist. Dieser umfangreiche Bestand ist mit über 50000 Wappen eine der größten deutschen Sammlungen. Ihre Quellen sind nicht nur die bekannten heraldischen und genealogischen Standardwerke, sondern ihr Wert liegt auch in der großen Zahl noch nicht veröffentlichter Wappen. Aufgenommen sind neben adligen Geschlechtern auch bürgerliche Familien. Eine Fundgrube für Familienforscher!

Die Ahnenlisten-Kartei, Lieferung 14, bearb. von Hans Neßler und Rainer Bien, Verlag Degener u. Co., Neustadt an der Aisch 1988, 210 Seiten, brosch., DM 36,- (= Genealogische Informationen, Band 21).

Die Reihe der Ahnenlisten-Kartei ist inzwischen auf 14 Bände angewachsen. Die neuste Lieferung bietet außer zahlreichen Nachweisen in benachbarten ostfriesischen, bremischen und hannoverschen Gebieten auch viele oldenburgische Bezüge (z. B. Bargmann, Eden, Eiben, Eylers, Frerich, Gerdes,



Harms, Janssen, Jürgens, Martens, Otten, Reents, Rickleffs, Schröder, Specht, Tiaden, Tietjen, Ubben, Wilken u. v. a. m.). Diese grenzübergreifenden Veröffentlichungen, die aus dem umfangreichen Material des ALU (Ahnenlistenumlauf) erwachsen, haben ihren kommunikativen Wert für viele genealogische Forschungsbereiche längst erwiesen und sollten immer wieder herangezogen werden.

Gesamtregister zum Deutschen Familienarchiv (Bände 76-100), von Heinz F. Friederichs, Verlag Degener u. Co., Neustadt an der Aisch 1989, XI + 55 Seiten, brosch., DM 13,80 (= Genealogische Informationen, Band 22).

Das „Deutsche Familienarchiv“ ist ein genealogisches Sammelwerk des bekannten Fachverlages Degener. In bisher über 100 Bänden haben zahlreiche Genealogen ihre Forschungsergebnisse veröffentlicht, wobei sie die Form ihrer Darstellung selbst wählen. So enthält die Reihe ein buntes Gemisch von Ahnenlisten und Stammfolgen, Ahnenreihen und Nachkommenlisten, Biographien, Familiengeschichten und Wappen, aber auch Spezialbeiträge über Karolinger-Nachkommen oder Auswanderer. Der reiche genealogische Inhalt ist bisher durch zwei Register für die Bände 1-50 sowie 51-75 erschlossen. Nun folgt als dritter Teil das Gesamtregister für die Bände 76-100. Dieses Verzeichnis ist weit aufgegliedert und nennt auch die innerhalb einer Hauptarbeit vorhandenen Nebenteile, also alle Ahnenlisten, Stammfolgen, Chroniken, Wappen usw. in alphabetischer Reihenfolge. Da Familiengeschichte auch immer Wanderungsgeschichte ist, sei es nun aus politischen, religiösen oder wirtschaftlichen Motiven, ergeben sich immer wieder Querverbindungen zwischen den verschiedenen Landschaften, und der Leser wird dies bedeutende Quellenwerk stets mit Gewinn heranziehen.

Die Kollegnachschriften der Landesbibliothek Oldenburg, Katalog von Egbert Koolman, Heinz Holzberg Verlag, Oldenburg 1989, 44 Seiten, brosch.

Unter den Handschriften der Landesbibliothek Oldenburg befindet sich ein Bestand von 65 Kollegnachschriften des 18. und 19. Jahrhunderts, die von Bibliotheksdirektor Dr. phil. Egbert Koolman in einem Katalog vorgestellt werden. Die Kolleghefte, während des Universitätsstudiums in Vorlesungen mitgeschrieben, stammen meist von Oldenburger Studenten. Diese von der Forschung bisher nicht beachteten Hefte vermitteln Erkenntnisse zur regionalen Personengeschichte wie auch zur Verbreitung von Wissens- und Bildungsinhalten in der „Provinz“. Für den genannten akademischen Personenkreis ergeben sich neue Informationen, die die Fakten aus Universitätsmatrikeln und Studentenstammbüchern ergänzen.

Büsing



Herrn Archivoberrat Dr. Michael Reimann, Oldenburg, verdanken wir folgende freundliche Mitteilung:

Im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg liegt seit kurzem ein mit Unterstützung der elektronischen Datenverarbeitung erstelltes Verzeichnis der von 1838 bis 1867 beim oldenburgischen Militärkollegium geführten Akten betr. Militärstellvertretungsangelegenheiten vor (= Sonderfindbuch zum Best. 53 Abt. III). Das fünfbandige Repertorium enthält zunächst jahrgangsweise ein Verzeichnis der fast 3500 einschlägigen Akten (Bd. 1-3), außerdem - dies könnte für den Familienforscher von Interesse sein - lassen sich sehr leicht sämtliche Orte und die zugehörigen Personen wechselweise in zwei weiteren Bänden „Orte“ und „Personen“ fassen.

Inhaltsverzeichnis

- 267 Meyer: Die jüdischen Familien der Stadt Delmenhorst – S. 100
- 268 Jaspers: Gut Fikensholt und seine Nachbarn, geschichtliche Betrachtungen über Landadel und Bauernstand – S. 102
- 269 Schröder: Zeitrechnung und Kalender, ihre Bedeutung für den Familienforscher – S. 104
- 270 Büsing: Die Burg-Apotheke zu Ovelgönne in ihrer 300jährigen Geschichte – S. 106
- 271 Volkhardt: Der oldenburgische Generalmajor Johann Ludwig Mosle (1794-1877) und seine Familie – S. 110
- 272 Munderloh: Die Bauerschaft Ohmstede in der Zeit des mittelalterlichen Ständestaates – S. 113
- 273 Ottenjann: Lebensbilder aus dem ländlichen Biedermeier, Silhouetten in Oldenburg und Ostfriesland – S. 115
- 274 von Seggern: Der erste Bildhauer Oldenburgs Franz Anton Högl (1769-1859), eine Familienchronik als Beitrag zur Stadtgeschichte – S. 117
- 275 Karbe: Wie lebte man im 19. Jahrhundert auf einem ostelbischen Rittergut? – S. 120
- 276 Büsing: Lesen alter Handschriften, praktische Beispiele für den Familienforscher – S. 122

- 277 Klingebiel: Die Hugenotten 1685-1985, Aspekte der internationalen Hugenottenforschung – S. 124
- 278 Francksen: Butjadingen, Höhen und Tiefen in der Geschichte einer Küstenregion – S. 127
- 279 Hinrichs: Bevölkerungsentwicklung und Sozialstruktur Jeverns vom 17. bis 19. Jahrhundert – S. 129
- 280 Krischke: Einführung in die Heraldik – S. 131
- 281 Schröder: Oldenburg einst und jetzt (erster Teil) – S. 134
- 282 Pühl: Die bedeutende norddeutsche Gartenkünstlerfamilie Bosse und ihr Wirken im Oldenburgischen im 18. und 19. Jahrhundert – S. 137
- 283 Schröder: Oldenburg einst und jetzt (zweiter Teil) – S. 139
- 284 Janßen-Holldiek: Kloster Hude, eine Zisterzienser-Abtei im Oldenburger Lande – S. 141
- 285 Munderloh: Historische Wanderung durch die Bauerschaft Etzhorn, Geschichte und Geschichten – S. 143
- 286 von Seggern: Von Widukind bis Wilhelm Flor, wichtige Personen und Ereignisse in 1200 Jahren oldenburgischer Kirchengeschichte – S. 145
- 287 Barre: Die europäischen Verzweigungen des Hauses Oldenburg – S. 148
- 288 Büsing: 350 Jahre Hirsch-Apotheke Oldenburg – S. 150
- 289 Volkhardt: Kurfürst Clemens August und sein Baumeister Schlaun im Niederstift Münster, Betrachtungen anlässlich der 250-Jahrfeier Clemenswerth – S. 153
- 290 Francksen: Quellen zur Heimat- und Familienforschung – S. 155
- 291 Munderloh: Die Dorfschaft Loy und ihre Adelssitze – S. 157
- 292 Wöbcken: Das Kloster Blankenburg, 700 Jahre Dienst am Menschen – S. 159
- 293 Schröder: Oldenburg einst und jetzt (dritter Teil) – S. 161
- 294 Martens: Die Beamtenfamilie Schreiber/von Schreeb und ihre Besitzungen im Oldenburger Land – S. 163
- 295 Voß: Die Hausmarken der Matthäuskirche zu Esenshamm – S. 165
- 296 Lüschen: Grundlagen und Ergebnisse der Kirchenbuchverkartung – S. 167
- 297 Fischer: Dr. Dode Emken Müller (1822-1896), der erste Augenarzt des Oldenburger Landes – S. 169
- 298 Wöbcken: Streiflichter aus Osternburgs Vergangenheit – S. 170
- 299 Hellbernd: Adelsgüter des Kreises Vechta in Geschichte und Gegenwart – S. 172
- 300 Büsing: Studentenstambücher, eine kulturgeschichtliche Quelle auch für Familienforscher – S. 175
- 301 Schneidmüller: Heinrich der Löwe und seine Nachfolger, Norddeutschland als neue Heimat der Welfen – S. 176
- 302 Bonorden: Die Künstlerfamilie Tischbein, eine erbbiologische und genealogische Betrachtung – S. 178



*Das dem Oldenburger Schloß gegenüber liegende Alte Prinzenpalais (Damm 1),
in dessen Festsaal seit Herbst 1967 die Vortragsveranstaltungen der OGF stattfinden.*